

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Telephon Nr. 419.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends außer an Sonn- und Festtagen mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 60, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Nr. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pf., für Berammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pf., answärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 108.

Mittwoch, den 10. Mai 1899.

6. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Die Philippinenfrage.

Unser pv. Mitarbeiter schreibt uns: Als vor etwa Jahresfrist — am 23. April — die amerikanische Republik nach erfolgloser Interpellation zu Gunsten Kubas Spanien den Krieg erklärte, war ihr die Sympathie der zivilisierten Welt sicher. Die Ueberwindung des altersschwachen, durch die Wirtschaft des Klerus und des Militärklingels an den Rand des Verderbens gebrachten Spaniens, konnte nicht schwer fallen. Am 2. Mai 1897 war die spanische Flotte bei Cavite, in der Bay von Manila, vernichtet; am 3. Juli mußte der unglückliche Admiral Cervera seine Schiffe aus dem Hafen von Santiago de Cuba führen, wobei sie eine leichte Beute der Amerikaner wurden. Damit war das Schicksal Spaniens besiegelt, und am 7. August mußte es die Friedensbedingungen acceptiren. Diese besagten: Spanien verzichtet auf Kuba, und tritt Portorico und die übrigen unter seiner Herrschaft stehenden Inseln in Westindien, sowie die Insel Guam in den Marianen oder Ladronen ab. Ueber das Schicksal der Philippinen dagegen, und über einige andere Fragen, sollte eine aus spanischen und amerikanischen Delegirten bestehende Kommission eine Uebereinstimmung herbeiführen. — Nun war nichts anders zu erwarten, als daß die Philippinenfrage in ähnlicher Weise wie die kubanische Frage geregelt würde, daß also den Philippinos wenigstens auf der Insel Manila Selbstverwaltung zugestanden würde unter dem Protektorat der Union. Dies erschien schon insofern selbstverständlich, als die Amerikaner in keiner Weise von den Inseln Besitz ergriffen hatten, als die Philippinos allein die spanischen Truppen auf Manila besetzt hatten, ohne das geringste Zutun der Amerikaner, deren Thätigkeit sich ausschließlich auf die Herbeiführung der spanischen Schiffe beschränkt hatte und deren Truppen erst nach Verjagung der Spanier landeten. Nachdem die Kommission bereits längere Zeit verhandelt hatte, traten die amerikanischen Delegirten plötzlich mit der Forderung einer Annexion der gesammten Philippinen auf gegen eine Zahlung von 20 Millionen Dollars an Spanien. Die Besiegten mußten sich fügen, was ihnen um so leichter wurde, als sie die Inseln auf keine Weise hätten länger behaupten können.

Jetzt begann aber der hartnäckige Widerstand der Philippinos, die nicht deshalb ihr Blut im Kampfe mit den Spaniern vergossen hatten, um ohne Weiteres von den Amerikanern annektirt zu werden, nicht deshalb ihre Heimath von den spanischen Waffen und Beamten geäubert hatten, um sie zu einem Ausbeutungsobjekt amerikanischer Unternehmer werden zu lassen. Am 6. Februar fielen die ersten Schüsse. Die Amerikaner behaupten, ihre Wachposten seien von den Philippinos angegriffen, sie also zum Kampfe gezwungen worden. Doch wird man sogleich an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifeln dürfen: Die Amerikaner, die einen Kampf haben wollten, werden es nach berühmten Mustern wohl so eingerichtet haben. Seither erringen die amerikanischen Truppen beständig Siege, aber nach jedem Siege, bei dem „der Gegner vollständig vernichtet“ ist, verlangte bis jetzt der amerikanische Oberbefehlshaber nur immer neue Truppen, und obgleich deren Zahl bereits 65 000 Mann erreicht hat, sind heute die Amerikaner nur im Besitze einiger halbverbrannter Küstenstädte auf Manila und können vorläufig, in Folge der bald eintretenden Regenzeit, gar nicht daran denken, die Eingeborenen ins Innere zu verfolgen. Das beweist durchaus nicht die Untüchtigkeit der amerikanischen Soldaten, sondern es beweist, daß auch ein gutes, mit modernen Waffen ausgerüstetes Heer in einem unzüchtigen Lande einem Gegner, der sich auf den Kleinkrieg versteht, wenig anhaben kann. Wohl können die Amerikaner noch hundert Siege erringen, aber ohne zu Herren des Landes zu werden, ohne die Philippinos, die sich nach jedem Angriff in die Dschungeln, ihre natürlichen Festungen, zurückziehen, wirklich besiegt zu haben. Bisher betragen die Verluste der amerikanischen Truppen bereits 200 Tode und über 1000 Verwundete und man kommt zu der Einsicht, daß, wenn nicht bald eine Aenderung in der amerikanischen Politik eintritt, das Okkupationsheer auf mindestens 100 000 Mann gebracht werden muß, und diesem Heere dann unübersehbar lange, verlustreiche Kämpfe bevorstehen, bei denen dann mehr Menschenleben dem Fieber, als den Kugeln des Feindes zum Opfer fallen.

Von welchen Gründen läßt sich nun die amerikanische Regierung bei der Politik der Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit leiten, trotzdem im amerikanischen Volke immer lauter der Protest sich regt und selbst die Freiwilligen, die sich für den Krieg gegen Spanien anwerben ließen, in Scharen aus der Armee austreten, weil sie einsehen, wie schmachvoll der jetzige Kampf zur Unterdrückung eines Volkes für das Sternbanner ist? Welche Gründe lassen den Präsidenten halbtollig an der barbarischen Kriegsführung festhalten, trotzdem die Philippinos sich soeben erboten haben, die Waffen niederzulegen, wenn ihnen Garantien in Bezug auf die Verwaltung der Inseln gegeben werden? Man muß im Auge behalten, daß der Befehl, auf Annexion der Inseln zu bestehen, an die amerikanischen Delegirten der Friedenskommission erging, nachdem der Präsident eine Reise durch verschiedene Staaten der Union gemacht hatte und bei dieser Gelegenheit erfuhr, „weite Kreise der Bevölkerung wünschten die Annexion“. Nun ist Herr Mac Kinley, wie sattem bekannt, ein willenloses Werkzeug des industriellen Unternehmertums, das mit allen Mitteln darnach strebt, die sich mächtig entfaltenden Kräfte der Republik im eigenen Interesse auszubeuten und deshalb die Schutzpolitik zum Schaden des Landes ins Extreme treibt und gleichzeitig nach Ausdehnung des Absatzmarktes strebt. Ein solches System — Abschluß gegen fremde Waaren, Export der eigenen — ist aber nur möglich, wenn für diesen Export Märkte verfügbar sind, die man auch politisch beherrscht. Die „weiten Kreise“ also mit denen der ehrenwerthe Präsident auf seiner Reise in Berührung kam, waren die Kreise dieser Unternehmer und sie bestimmten ihm und diktierten ihm seine Politik.

Das Ziel dieser Politik ist natürlich mit der Annexion der Philippinen nicht erreicht. Das ist vielmehr nur der Anfang. Die industrielle Entwicklung geht mit Riesenschritten vorwärts und schon 1898 hatte die Ausfuhr von Industrieprodukten die Einfuhr überholt; es werden also immer neue Märkte notwendig werden und um diese zu erobern, wird sich die Republik auf eine Eroberungs-Politik einlassen müssen, die dem amerikanischen Volke ungeheure Lasten auferlegen wird, und welche — was noch viel schlimmer ist —, indem sie den Militarismus großzieht, die freiheitlichen Einrichtungen des demokratischen Staatswesens auf's Schwerste bedroht; eine Politik schließlich, die auch die soziale und wirtschaftliche Entwicklung auf Bahnen drängt, die den Interessen des Volkes diametral entgegengesetzt sind. Dank dem natürlichen Reichtum des Landes, steht nämlich der Union, wie keinem anderen Staate, eine wirtschaftliche Entwicklung offen, die unabhängig von jedem forcierten Waarenexport sich vollziehen kann. Die Union selbst stellt einen „inneren Markt“ dar, wie kein anderer Kulturstaat, und ungeheure Kulturarbeiten sind zu verrichten. Wenn schon von einer „Ausdehnung amerikanischer Zivilisation“ die Rede sein soll, so steht der Union das ganze mächtige Gebiet Südamerikas offen. Also selbst bei der bestehenden Gesellschaftsordnung kann dieser von den Verhältnissen so begünstigte Staat sich unaufhaltsam entwickeln, und mit Recht haben bisher amerikanische Staatsmänner, die durchaus auf dem Boden dieser bestehenden Ordnung stehen, immer behauptet, Amerika verdanke seinen grandiosen Aufschwung dem Umstande, daß es seine Kräfte nicht zu militärischen Zwecken zu vergeuden brauche. Im Interesse des ganzen amerikanischen Volkes muß es liegen, daß daran nichts geändert wird und nur eine Hand voll großkapitalistischer Profitjäger hat ein Interesse daran, den Staat auf andere Geleise zu drängen.

Und nun beachte man: Amerika ist eine Demokratie, ist nächst der Schweiz das demokratischste Staatsgebilde, und doch ist in dieser Demokratie eine Politik möglich, welche im direkten Gegensatz zu den Interessen der großen Masse des Volkes, zum alleinigen Vortheil einer Klasse, ja sogar nur einer Clique arbeitet! Die Interessen des Großkapitals sind eben ausschlaggebend, solange die auf das private Eigenthum gegründete soziale Ordnung besteht, die politische Form, unter welcher die herrschende Klasse ihre Herrschaft ausübt, ist von untergeordneter Bedeutung; die demokratische Union, wie der russische Autokratismus treibt Annexionspolitik im Namen einer bestimmten Klasse. Gewiß ist für Länder, die wie Deutschland unter dem Drucke veralteter politischer Formen leiden, der Kampf gegen diesen Druck eine notwendige Aufgabe, aber das Beispiel, das jetzt die Union bietet, lehrt nur zu klar, daß die große Masse des Volkes

wenig erreicht hat, solange sie nicht Alles erreicht hat, solange sie die bestehende soziale „Ordnung“ nicht gestürzt hat. Das Endziel ist Alles! Das lehrt der Verlauf der Philippinenfrage.

Politische Mundschau.

Deutschland.

Der angekündigte Nachtrag zum Reichshaushaltsetat ist jetzt dem Bundesrath zugegangen. Es werden im Ganzen 8439990 M. gefordert und zwar 940866 M. an fortdauernden Ausgaben, sowie 1911932 M. an einmaligen Ausgaben des ordentlichen und 5587192 M. des außerordentlichen Etats. Im Einzelnen ist hervorzuheben:

1442260 M. sind angelegt zu Theaterzuschüssen für Unterbeamte. Zur Erläuterung dieser Forderung wird gesagt: „Die Einkommensverbesserung für Unterbeamte im Etat für 1899 hat noch einer Ergänzung bedurft. Solche Ergänzung ist durch die namentlich in größeren Orten und in den Industriebezirken erschwerte Lebenshaltung, welche sich nicht bloß auf die Wohnungsverhältnisse beschränkt, geboten und nicht in einer Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses, auch nicht etwa in einer weiteren allgemeinen Einkommenserhöhung zu finden. Die Gehaltsaufbesserung muß vielmehr als abgelschlossen gelten. Die Abhilfe soll auf dem Wege einer die Einzelverhältnisse berücksichtigenden Bewilligung widerruflicher und nicht pensionirter Zulagen erfolgen, bei denen die niedrigst besoldeten Unterbeamten an den betreffenden Orten den Hauptantheil haben werden.“ Von dem angelegten Betrage entfallen auf das Reichamt des Innern 5400 M., auf das Reichsmeer 100 300 M., auf die Marineverwaltung 6000 M., auf die Post- und Telegraphenverwaltung 1355550 M., auf die Reichseisenbahnenverwaltung 175 000 M.

Im Etat des auswärtigen Amtes werden u. A. gefordert 220 000 M. zum Ankauf eines Hauses für die Zweigabtheilung des Archäologischen Instituts in Athen; 70 000 M. zu Reparaturarbeiten an den Gebäuden des Commerzgesellsch. Hofes in Konstantinopel, in Thera, und 60 000 M. zur Verrichtung der Hungersnot im ostafrikanischen Schutzgebiet, welche infolge andauernder Dürre und des Ausbreitens der Pestepidemie eingetreten ist 100 000 M. sind angelegt zur Entschädigung der Gebrüder Denhardt für den nach Abtretung des Sultanats Witu an Großbritannien ihnen erwachsenen Schaden.

Im Reichsamt des Innern werden 7500 M. Gehalt gefordert für einen neuen Vortragenden Rath. Die auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge dem Reichsamt obliegenden Aufgaben machen es erforderlich, einen technisch gebildeten, mit der Praxis der Gewerbeaufsicht vertrauten älteren Beamten einzustellen.“ Im Patentamt soll ein zweiter Vertreter des Präsidenten angestellt werden. — Zur Errichtung einer eigenen Anlage zur Erzeugung des elektrischen Stromes für das Reichstagsgesäule sind 120 000 M. angelegt, zu Einrichtungen auf dem Versuchsfeld der biologischen Abtheilung 80 000 M. — Als Zuschuß zu den Kosten bei Ausrichtung einer Südpolar-Expedition werden als erste Rate zum Schiffbau 200 000 M. angelegt. Im Ganzen werden 1 200 000 M. gefordert, die sich auf fünf Jahre vertheilen sollen. Nach der beigelegten Denkschrift erscheint die Expedition, deren Dauer auf zwei Jahre in Aussicht genommen ist, unter Leitung des Professors Erich von Drygalski für das Jahr 1901 gesichert. — Ferner sind gefordert an Kosten für die Vetheiligung an der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1900 a) der Normal-Wählungs-Kommission, des Gesundheitsamts und der Hygienisch-Technischen Reichsanstalt 180 000 M. Es sollen die Leistungen Deutschlands auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung und der öffentlichen Gesundheitspflege in übersichtlicher Weise zur Darstellung gebracht werden. b) Die Vetheiligung anderer europäischer Heeresverwaltungen an der Weltausstellung läßt es — so wird in den Erläuterungen gesagt — geboten erscheinen, daß auch das deutsche Heer in würdiger Weise vertreten ist. Es liegt daher in der Absicht der deutschen Heeresverwaltungen, durch Darstellungen aus dem Gebiete des Bekleidungs- und Ausrüstungswesens, sowie durch Vorführung von Gegenständen, welche sich auf das Militär-sanitätswesen, auf die Pflege und Unterfütterung der Mannschaften beziehen, sich an der Ausstellung zu betheiligen. Zu diesem Zweck sind 204 000 M. angelegt.

Im Postetat sind zu Unterhaltungen für Wittwen und Waisen von vor dem 1. April 1897 verstorbenen Beamten 160 000 M., für Umlage und Unterhaltung der Telegraphen- und Telephonlinien 800 000 M. für Vervollständigung der Telegraphenanlagen 1 500 000 M. angelegt.

Ein statistischer Nachzügler zu den Reichstagswahlen von 1898. Soeben hat das Kaiserliche statistische Amt einen zweiten, sehr interessanten Theil der Reichstagswahlstatistik herausgegeben. Während der erste Theil die Parteistatistik der einzelnen Wahlkreise im Ganzen von 1898 an gibt, wird in dem zweiten Theil bei jedem Wahlkreise unterschieden zwischen a) Orten unter 2000 Einwohnern, b) Orten von 2—10 000 Einwohnern, c) wird angegeben die Statistik von jedem einzelnen Ort des Wahlkreises mit mehr als 10 000 Einwohnern. Diese Statistik wird dann noch besonders zusammengestellt nach Ländern und Regierungsbezirken. Außerdem ist die Wahlstatistik aller Großstädte noch besonders aufgeführt.

Dem Heft sind zwei graphische Darstellungen beigegeben, betreffend die Reichstagswahlen von 1871 bis 1898. Die erste Tafel giebt die erzielten Mehrheiten bei den 10 Hauptwahlen der bisherigen Legislaturperioden nach Wahlkreisen an, die zweite Tafel den Anteil der Parteien. Dadurch, daß auf den Tafeln die Wahlkreise je nach der Partei, die die Mehrheit erhalten hat, mit verschiedenen Farben bezeichnet sind, erscheinen diese Tafeln recht übersichtlich. — Die Ergebnisse dieser Statistik sind sehr interessant, wenn auch nicht gerade überraschend. Es wird dadurch bewiesen, daß die Parteien der Linken ihre Hauptstärke und Hauptstütze in den städtischen, vor Allem den großstädtischen Kreisen haben, während die kleinen Gemeinden vorwiegend zum Besitzstande der rechtsstehenden Parteien und des Zentrums gehören. Die beiden konservativen Parteien haben von ihren sämtlichen Stimmen fast drei Viertel in den kleinen Orten unter 2000 Einwohnern erhalten. Bei der nationalliberalen Partei liegt die Sache schon anders. Sie hat nur die kleinere Hälfte ihrer Anhänger auf dem Lande und in den kleinen Städten, während rund ein Drittel derselben sich in den größeren Städten über 10 000 Einwohnern befindet. Die freisinnigen Parteien haben fast die Hälfte ihrer Stimmen in den größeren Städten und nur zwei Fünftel in den kleinen Städten und auf dem Lande erhalten. Die Anhänger des Zentrums sind zu zwei Dritteln in den kleinen Orten zu suchen, während das übrige Drittel sich auf die mittleren und großen Orte fast gleichmäßig verteilt. Die Antisemiten haben die Hälfte ihrer Anhänger in kleinen Ortschaften, aber auch weit über ein Drittel in größeren Städten. Was die Sozialdemokratie anlangt, so hat sie weit über die Hälfte ihrer Anhänger in den größeren Städten, aber auch mehr als ein Viertel auf dem Lande und in den kleinen Städten. Von den gewählten Abgeordneten entfielen bei den Wahlen bis 1898 auf die Sozialdemokratie 1871: 2 = 0,52 pCt., 1874: 9 = 2,27 pCt., 1877: 12 = 3,02 pCt., 1878: 9 = 2,27 pCt., 1881: 24 = 6,04 pCt., 1884: 24 = 6,04 pCt., 1887: 11 = 2,78 pCt., 1890: 35 = 8,82 pCt., 1893: 44 = 11,08 pCt., 1898: 56 = 14,11 pCt. (jezt durch Fischers Nachwahl 57 oder 14,6 pCt.). Diese Ziffern zeigen den stetigen Fortschritt; bei jeder neuen Wahl rufen bewegt die Heulmeier: „Nun hat sie, die Sozialdemokratie ihren Höhepunkt überschritten.“ Man sieht, wie

Reichsinvalidenfonds. Der dem Reichstage dieser Tage zugegangene Gesetzentwurf über Verwendungen aus dem Reichsinvalidenfonds entspricht einem Reichstagsbeschlusse. Aus dem Reichsinvalidenfonds sollen jährlich 600 000 Mark für Zuschüsse zu den gesetzlichen Beihilfen der Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer flüssig gemacht werden. Ein Betrag von 400 000 Mark soll verwandt werden, um den Unterstützungsfonds für nicht anerkannte Invaliden des Krieges von 1870/71 von 700 000 Mark auf 1 100 000 Mark zu erhöhen. Endlich soll ein Betrag von 1 680 000 Mark verwandt werden, um den 1895 gestifteten Fonds zu Beihilfen an bedürftige Kriegsteilnehmer von 2 400 000 Mark auf 4 080 000 Mark zu erhöhen. Das geschieht zu dem Zweck, um die sämtlichen 35 367 als Anwärter zu Beihilfen anerkannter Kriegsteilnehmer berücksichtigen zu können. Gegenwärtig können 13 673 Veteranen wegen beschränkter Mittel nicht berücksichtigt werden. In Betreff der Zuschüsse zu den gesetzlichen Beihilfen der Hinterbliebenen wird beabsichtigt, den Wittwen aus den Unterlassen eine Zulage von 120 Mark zu gewähren. Alsdann erhält künftig die Wittwe eines Feldwebels 444 Mk., eines Unteroffiziers 372 Mk., eines Gemeinen 300 Mk. Auf diese Zuschüsse entfallen von den 600 000 Mark 544 906 Mark. Der Rest ist bestimmt zu Zuschüssen, durch welche die Gesamtbezüge der Wittwen von Stabsoffizieren aus öffentlichen Kassen auf jährlich 1500 Mark, der Wittwen von Hauptleuten und Leutnants auf jährlich 1200 Mark gebracht werden. Die Wittwen von Offizieren des Beurlaubtenstandes sollen zu ihren gesetzlichen Beihilfen jährlich 300 Mark Zuschuß erhalten. Durch diese neuen Anweisungen auf den Reichsinvalidenfonds werden dessen Mittel um 1 680 000 Mark jährlich überschritten, so daß bis zum Abgang des letzten Bezugsberechtigten sich rechnermäßig ein Fehlbetrag ergeben würde. „Die bisherigen Er-fahrungen berechtigen jedoch,“ wie es in der Begründung heißt, „zunächst noch zu der Erwartung, daß wegen der großen Vorsicht bei der Veranschlagung der tatsächliche Fehlbetrag, wenn ein solcher überhaupt eintritt, hinter dem rechnermäßigen erheblich zurückbleiben wird.“

Was ein Staatsanwalt alles sagen darf, ohne daß „ein Hahn danach kräht.“ Das preussische Obergericht beschäftigte sich dieser Tage mit einem Konflikt, welchen der Oberstaatsanwalt zu Gunsten des Ersten Staatsanwalts Rißel in Cottbus erhoben hatte. Vor einigen Jahren fand der große Textilarbeiterstreik in Cottbus statt. Während dieses Streiks waren von den Streikenden einige Arbeiter, die an dem Streik nicht teilgenommen hatten, verletzt worden. Gegen die Angreifer wurde Anklage wegen Landfriedensbruch erhoben und die Anklage vertrat der Erste Staatsanwalt Rißel. Dieser soll in seiner Rede u. A. ausgeführt haben, daß die Hauptschuldigen, wie gewöhnlich, nicht zu fassen seien, nicht die Angeklagten, sondern jene gewissenlosen Heger seien Urheber des Streiks. Diese gewissenlosen Menschen hätten gehegt und Andere zu so wahnwitzigen Streiks aufgestachelt. In dem Hauptquartier bei dem Gastwirth Ulrich sei den jungen Leuten der Wahnsinn eingetrichtert worden, durch unsinnige Streiks mehr zu erreichen, als

die Fabrikanten bewilligen können. Ulrich sei einer der Heger und gewissenlosen Menschen gewesen, der bei dem Streik sein Schäfchen geschoren, indem die als Unterstützung gegebenen Streikgroschen bei Ulrich gleich wieder vertrunken worden seien. . . . Ulrich erhob darauf gegen den Ersten Staatsanwalt die Privatklage. Ehe es aber zur gerichtlichen Verhandlung kam, erhob der Oberstaatsanwalt den Konflikt und suchte nachzuweisen, daß der Erste Staatsanwalt seine Amtsbefugnisse nicht überschritten habe. Nachdem das Ober-Berwaltungsgericht Beweis erhoben hatte, wobei es sich herausstellte, daß die Aussage des Landgerichtsdirektors mit derjenigen eines Redakteurs in direktem Widerspruch stand, wurde der Konflikt für begründet erachtet und das Verfahren gegen den Ersten Staatsanwalt eingestellt, indem u. A. Folgendes ausgeführt wurde: Wenn der Erste Staatsanwalt nach pflichtmäßiger Ueberzeugung in seiner Rede vor der Anklage Ausdruck gab, daß Gastwirth Ulrich bei dem Streik sein Schäfchen geschoren und daß im Lokal von Ulrich den jungen Leuten der Wahnsinn eingetrichtert sei, durch Streiks mehr zu erreichen, als die Fabrikanten bewilligen können, so könne nicht angenommen werden, daß er die Grenzen seiner Befugnisse nicht überschritten habe. Eine Ueberschreitung der Amtsbefugnisse würde aber vorliegen, wenn der Erste Staatsanwalt den Gastwirth Ulrich einen Heger und gewissenlosen Menschen genannt hätte; dies sei aber nach der Auskunft des Schwurgerichtsvorsitzenden nicht anzunehmen. — So geschehen „von Rechts wegen“.

Ueber die Lage des Hausirgerwerbes in Deutschland hat der kathehersozialistische „Verein für Sozialpolitik“ umfassende Untersuchungen veranstaltet. Soeben ist der vierte Band derselben erschienen (Leipzig, Duncker und Humblot), der interessantes neues Material bringt. Nach der Berufszählung von 1895 sind in Deutschland 113 329 selbstständige Hausirer ermittelt, in deren Begleitung 13 556 Hilfspersonen sich befinden, so daß im Ganzen 126 885 Personen gezählt sind, zwei Drittel von ihnen sind männlichen, ein Drittel ist weiblichen Geschlechts. Auf 1000 Einwohner kommen 2 1/2, auf 1000 Erwerbsthätige über sechs Hausirer. In einigen Ländern sind bestimmte Gegenden herausgebildet, von deren Bevölkerung der Hausirhandel mit besonderer Energie betrieben wird. Es sind förmliche Hausirer entstanden, deren Einwohner fast ausschließlich oder größtentheils von dem Erwerb durch Hausiren leben. Aus ihnen ergießt sich alljährlich zu bestimmten Zeiten ein mehr oder minder mächtiger Strom von Hausirern über ganz Deutschland, nicht selten über seine Grenzen hinaus.

Vor den Flottenenthusiasten wird nunmehr sogar der „Röln. Btg.“ unheimlich. Sie meint, die Flottenvereine sollten doch darauf sich beschränken, die Pläne der Regierung durch lebhafteste Agitation zu unterstützen. „Wenn aber jetzt schon Leute, denen es offenbar an der nötigen Sachkunde und auch an dem richtigen Gefühl der Verantwortlichkeit fehlt, die Rolle der Regierung übernehmen wollen, so scheinen sie damit über das verständige Ziel hinauszuschließen. Wir müssen uns hüten, daß wieder jenes böse Wort „uferlos“ auftaucht, welches die bescheidene, nach den jetzigen Plänen angeordnete Vermehrung der Flotte seiner Zeit beinahe zu nichte gemacht hätte.“

Gegen den Suf der studirenden Jugend, aus welcher die „Genler des Volksgehecks“, die Staatsmänner, die Verwaltungsbeamten, die Richter u. c., alle die „Träger höchster Autorität“, welche das Volk verehren soll, hervorgehen, hat der Rektor der Bonner Universität, Professor Dr. Köster, bei der Immatrikulation von 128 Studirenden eine Rede gehalten, aus der wir nach der „Deutschen Reichs-Zeitung“ Folgendes entnehmen:

„Nach meinen persönlichen, recht traurigen Erfahrungen, ist ein großer Theil von Studenten, welcher durch das Sausen völlig verkommen ist, nicht das Opfer des Sauskomments, sondern ist ohne alle Regeln durch Suf nach eigener Wahl und Quat zu Grunde gegangen. In den letzten Jahrzehnten ist ein Sauskomment ausgekallt und für viele studentische Vereinigungen als obligates Gesetzbuch gedruckt worden, der eine solche Fülle von unsflüchtigem Jwanz ohne Sinn und Verstand, ohne Witz und Humor enthält, daß er als ein Produkt des reinen Blödsinns erscheint und nur in der Laune des Manches entstanden sein kann. Es ist kaum begreiflich, daß der Student, der so stolz auf seine akademische Freiheit ist, sich zum Suf eines solchen sinn- und inhaltslosen Sauswanges machen läßt. Nicht bloß seine Standesehre, die er sich nicht leicht von einem andern antaufen läßt, giebt er preis, seine leibliche und geistige Gesundheit opfert er geschmacklosen Formeln, die ihm selbst den Geschnack am Trinken verderben. Und das nur aus demomisterei! Das, was man Studentenleben nennt, spielt sich nicht in den Hörsälen und am Studiertisch ab, sondern zum großen Theile in den geselligen Vereinigungen auf der Reue. Es ist das ureigenste Produkt der Studenten selber und es ist begreiflich, daß sie sich darin nicht gern beeinträchtigen lassen. Aber auch dieses Leben muß doch auch einen geistigen Inhalt haben, wenn es den Studenten selber nicht öde und leer vorkommen soll. Niemand wird verlangen, daß sie sich wie die Philister an den Bierisch setzen sollen, um sich über die Tagesneuigkeiten zu unterhalten. Auch auf Fachsimpelei ist kein besonderer Werth zu legen. Sie haben das Recht, sich ihr Leben und vor Allem ihr Aneipleben zu verschönern durch Formen und Verzierungen, die ihrem eigenen Geist und Witz entsprungen sind und den Frohsinn erhöhen und regeln. Aber regeln heißt auch zweckmäßig machen. Zweckmäßig ist das Trinken zur Belebung und Erfrischung des Organismus, es erweitert Herz und Sinn. Und zweckmäßig ist es, wenn es zur Erheiterung und Gelundung des gesellschaftlichen Organismus beiträgt. Aber zweckmäßig ist es nicht mehr, wenn es durch Zwangsmäßigregeln des Aneipbens sich zu einer rohen Sauschlacht gestaltet, aus welcher die Fische als Bierleichen herausgetragen werden und allabendlich der bierische Fuchsmajor als Siegesheiß hervorgeht, um wegen seiner Tyrannei von den Burken belobt oder nur noch belacht zu werden.“

Diese Rede wird dem Herrn Rektor in gewissen Kreisen, die immer nur über den „Suf des Böbels“ sich entzünden, sehr verdacht werden. Lastet er doch ein Böbfinns-Privileg der Jugend der „besseren“

und „besseren“ Gesellschaft an. Was kann aus Subjekten werden, die in solcher Weise dem „akademischen Studium“ obliegen? Ist es nicht ein Hojn, daß derartige verkommene Burken Anspruch darauf erheben dürfen, später Wächter der Staatsordnung, des Rechtes und der „Sittlichkeit“ zu werden? Man sollte solche Burken in's Arbeitshaus sperren, statt sie an der Hochschule zu bilden.

Ein evangelischer Knappenbund „zur Wahrung der bergmännischen Interessen auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses, der Rbnigstreue und Brudertliebe“ wurde Sonntag in Bochum gegründet. — Diese abermalige Zersplitterung der bergmännischen Arbeiterbewegung wird den Bergwerksunternehmern höchst unangenehm sein und den Bergarbeitern zu großem Schaden gereichen. Nichts ist übrigens verfehlter, als die Verfolgung gewerkschaftlicher Ziele mit der Religion zu verquiden. Es ist bedauerlich, daß die Bergleute das nie einsehen lernen.

Die Getreide-Einfuhr in Deutschland betrug im März im Vergleich mit demselben Monat des Vorjahres in Doppelcentnern: Weizen 765 646 (527 775), Roggen 295 532 (452 593), Hafer 141 298 (287 996), Gerste 698 089 (657 998), Raps 48 907 (60 400), Weis 1 005 927 (1 160 624). In den ersten drei Monaten 1899 betrug die Einfuhr im Vergleich mit demselben Zeitraum des Vorjahres: Weizen 2 913 673 (2 398 724), Roggen 983 876 (1 501 232), Hafer 336 659 (941 344), Gerste 2 493 492 (2 444 886), Raps 202 094 (186 292), Weis 3 735 009 (3 866 056).

Zur St. Joseph-Waisenhans-Affäre. Dem Ausschuss der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, welcher sich über den weiteren Verbleib der Berliner Waisenkinder im katholischen St. Josephs-Waisenhause in Potsdam schlüssig machen sollte, ist ein im Auftrage der Kaiserin verfaßtes Schreiben des Oberhofmeisters Freiherrn v. Mirbach zugegangen. Es kommt in der Zuschrift der Wunsch zum Ausdruck, daß in der Angelegenheit „recht und billig“ geurtheilt werden möge. Das Plenum der Stadtverordneten-Versammlung wird sich am Mittwoch mit dem Antrage des Ausschusses, die Berliner Kinder baldmöglichst aus der Anstalt herauszunehmen, beschäftigen.

Kleine politische Nachrichten. Die Herrenhaus-Kommission nahm den Antrag des Schauffstättenverbots für Jünglinge und Jungfrauen bis zu sechzehn Jahren an. Die Reaktionsäre sind fleißig an der Arbeit. Die Unzufriedenheit im Lande, die durch derartige Maßnahmen, wie sie von der Kommission des preussischen Herrenhauses wieder vorgeschlagen werden, natürlich gesteigert wird, scheint sie wenig zu kümmern! — Präsident des bayerischen Senats am obersten Reichsmilitärgerichtshof wird, wie dem „Berl. Tageblatt“ aus München gemeldet wird, der jeweilige bayerische Militärbevollmächtigte in Berlin. Die Auditeure erhalten den Titel „Reichsmilitärgerichtsräte“. Die Beisitzer werden besetzt mit den nach Berlin kommandirten bayerischen Stabs-offizieren. — Der Soldat vom Königin Augusta-Regiment, der, wie früher Zeit berichtet wurde, vor einigen Wochen aus dem Tempelhofer Felde bei Berlin ein junges Mädchen überfallen und verlegt hatte, ist jezt nach dem Festungsgefängnis in Spandau gebracht worden. Dem Vernehmen nach ist er zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt worden. — Die Spieler in der preussischen Klassenlotterie. Nach einer auf amtlichen Quellen beruhenden Statistik wurden im Jahre 1898 von 190 000 abgesetzten Loosen der preussischen Klassenlotterie 59 214 oder 31,17 pCt. an milder wohlhabende Personen, an kleine Beamte, Handwerker, kleine Grundbesitzer, Diensthoten und Arbeiter abgesetzt. Am stärksten war dieser Progentheil in Westpreußen mit 86,28 pCt., am geringsten in Hessen-Nassau mit 19,42 pCt. — Agitation in Harben, der Mann der „Zukunft“, wird am 10. d. M. seine Festungshaft in Weichselmünde antreten. Bekanntlich war Harben rechts Jssdor Wittkowski s. St. wegen Majestätsbeleidigung zu mehreren Monaten Festung verurtheilt worden. — Ein neuer Herzog. Fürst Albert von Thurn und Taxis hat aus Anlaß der 160jährigen Wiederkehr des Tages, an welchem die fürstliche Familie von Thurn und Taxis ihre Residenz von Frankfurt a. M. nach Regensburg verlegte, vom Prinzregenten von Bayern den Titel eines Herzogs zu Würth und Donaufaust erhalten. Titel kosten ja nichts! — Der Gemeinderath in Straßburg i. E. lehnte mit allen gegen 5 Stimmen den Antrag des Straßburger Sittlichkeitsvereins, die öffentlichen Häuser abzuschaffen, ab. Was sollten auch die leuchtigen Spielbürger ohne Vorbelle anfangen! — Bei den Stichwahlen für den Großen Rath im Kanton Basel wurden 17 Freisinnige, 5 Sozialdemokraten und 5 Konservative gewählt. Der Große Rath zählt jezt 68 Freisinnige, 45 Konservative, 12 Sozialdemokraten und 3 Ultramontane. — Der französische Anarchist Sebastien Faure, der in Bütlich in einer Streikversammlung sprechen sollte, wurde beim Ueberschreiten der Grenze aus Belgien ausgewiesen. — Die Wahlen zur Sobranje haben Sonntag in Bulgarien stattgefunden. Sie sind für dortige Gepflogenheit musterhaft ruhig verlaufen. Nur in drei Wahlkreisen ist es zu Prägeleuten und nitrgends zu einem Todtschlage gekommen. Das ziffermäßige Resultat war das erwartete; die Regierungspartei wird in der Kammer eine Zweidrittelmehrheit haben. In Sofia wurden der Ministerpräsident Grefow sowie die Minister Radostanow, Radonowitsch und Zenev gewählt. — Entgegen den offiziellen Dementis aus Konstantinopel bekäftigen Athener Privatmeldungen, daß in der letzten Zeit in Konstantinopel zahlreiche Verhaftungen von Armeniern und Jungtürken stattgefunden haben und Oberst Aziz Bay wegen Verkaufes wichtiger militärischer Geheimnisse an Rußland zum Tode verurtheilt wurde. — Was ein Pater werth ist. Der französische Gesandte hat als Entscheidung für die Gefangennahme des Paters Frenzy von der chinesischen Regierung die Zahlung von 1 200 000 Taels und die Gewährung gewisser Minenrechte in Szechwan verlangt.

Frankreich.

Zur Demission Freycinets. In der Deputirtenkammer verlangte Montag der Nationalist Berry die Regierung über die Demission Freycinets zu interpelliren. Die Regierung gab auch zur sofortigen Berathung der Interpellation ihre Zustimmung. Berry fragte an, ob die Demission Freycinets nicht auf eine Meinungsverschiedenheit mit seinen Kollegen zurückzuführen und ob Freycinet nicht deshalb auf sein Portefeuille verzichtete, weil er die Führer des Heeres nicht schützen konnte.

Redner fragte weiter, weshalb man das Portefeuille der öffentlichen Bauten einem Senator anvertraut habe, der gegen das Gesetz gestimmt habe, wodurch der Kriminalkammer des Kassationshofes ihre Entscheidung über die Revisionsangelegenheit entzogen werde. Er (Berry) würde zu erfahren wünschen, ob die Regierung bezüglich dieses Gesetzes ihre Ansicht geändert habe. Dupuy erwiderte, er sei von Freycinet zu der Mitteilung ermächtigt, daß dessen Rücktritt keinen anderen Grund als den schon von ihm angegebenen habe. Dupuy betonte, im Kabinett sei keinerlei Zwiespalt vorhanden gewesen. Die Regierung habe ihre Ansicht über das Gesetz, wodurch die Revisionskammer der Kriminalkammer entzogen wurde, nicht geändert; ein solches Gesetz könne aber doch nicht der Angelpunkt der republikanischen Politik sein. Was die Ernennung Monestiers zum Arbeitsminister angeht, so habe er diese Wahl getroffen, weil er ihn für sachverständig halte, die öffentlichen Arbeiten zu leiten. Lassies (Nationalist) fragte, ob nicht zwischen Freycinet und Delcassé eine Meinungsverschiedenheit über die Angelegenheit Paleologues ausgebrochen sei und ob nicht sehr erregte Briefe hierüber zwischen ihnen gewechselt worden seien. (Unruhe.) Dupuy erklärte, dies sei durchaus unrichtig. Lassies erwiderte mit der Bemerkung: „Delcassé hat Wangen, welche nicht sehr unter Oberfeigen erötzen können.“ (Heftiger Widerspruch. Lassies wurde zur Ordnung gerufen.) Die Debatte wurde geschlossen. Das Haus genehmigte die von der Regierung angenommene einfache Tagesordnung mit 444 gegen 67 Stimmen.

Eine neue Sensation veröffentlichten „Matin“ und einige andere Blätter gleichzeitig. Mathieu Dreyfus hatte bekanntlich, um seinen Bruder Alfred, den Kapitän, zu retten, Esterhazy öffentlich angeklagt, der Verfasser des berühmten Vorderbaus zu sein. Die Blätter weisen nun nach, daß das Vorderbau, das im Esterhazyprozeß geprüft wurde, nicht das Vorderbau von 1894 war, auf Grund dessen Dreyfus verurteilt wurde, sondern ein Facsimile von diesem Vorderbau, das Esterhazy selbst angefertigt hatte, und zwar mit Hilfe eines Schriftsatzverständigen. Das Vorderbau von 1894 wurde zum größten Teil gewissenhaft durchgepaßt, aber an mehreren Stellen wurden verschiedene Worte ungeschickt nach der Schrift Esterhazys durchgepaßt, so daß die Schriftsatzverständigen schreien konnten, das ihnen vorgelegte Vorderbau rühre nicht von der Hand Esterhazys her, sondern sei nur eine Nachahmung seiner Schrift. Daraufhin wurde Esterhazy freigesprochen. Zola hatte deshalb Recht zu sagen, daß Esterhazy in Folge von Fälschungen freigesprochen worden sei. Der „Figaro“ wird hierüber in den nächsten Tagen alle Einzelheiten veröffentlichen. — Das Urtheil des Kassationshofes soll nach neuester Verlautbarung am 18. d. M. erfolgen.

Der Pariser Arbeiterkämpfer der „Frankf. Btg.“ will aus zuverlässiger Quelle erfahren haben, daß neuerdings durch einen vertraulichen Brief des Oberst v. Schwarzkoppen eine autoritative Aufklärung über die Unschuld des Dreyfus sowie über den wirklichen Ursprung des „Petit bleu“, wegen dessen angeblicher Fälschung Picquart angeklagt ist, erfolgt sei.

Der frühere Kriegsminister Cavaignac hat am Sonntag in Romilly bei einer Jeanne-d'Arc-Feier wieder einmal den Versuch unternommen, den Generalstab weiß zu waschen. Er wandte sich lebhaft gegen jene, welche alle Offiziere des Generalstabes ohne Unterschied Fälscher nennen und Frankreich aus dem Auslande kommende unbefristete, widerspruchsvolle Erklärungen aufnöthigen wollten. Diese Leute schleiften die weißen Federbüsche der französischen Generale in den Schmutz, jener Generale, welche für das Vaterland gekämpft hätten, und wagten es, als Sammelzeichen aufzurichten solche weißen Federbüsche, die sie mit einem der ausländischen Diplomatie entstammenden Aufpuß versehen. Cavaignac wandte sich sodann gegen die Beleidigungen, die gegen die höchsten Stellen im Heere unter dem Vorgeben gerichtet würden, den im Heere vorgekommenen Verfehlungen Einhalt thun zu wollen. Sei denn aber diesen Verfehlungen nicht Einhalt gethan?

Rußland.

Ein interessante Mitteilung findet sich in der neuesten Nummer von „Free Russia“, dem in London erscheinenden „Organ der Freunde russischer Freiheit“. Danach hat nämlich das in Petersburg im Geheimen in russischer Sprache gedruckte Blatt „Kobotskaja Myssl“ (Des Arbeiters Gedanke) am 10/22. Januar sein einjähriges Bestehen gefeiert, obgleich die Polizei sich seit dem ersten Erscheinen desselben die größte Mühe gegeben hat, die Druckerei zu entdecken. Bisher wurden nur 500 Exemplare gedruckt, jetzt sind es schon 3000 und zwar sollen dieselben sehr sauber hergestellt sein. In der letzten Nummer theilt das im Geheimen gedruckte Blatt mit, daß Exemplare desselben gratis an die Minister der Finanzen und des Innern sowie an den Oberprokureur Pobjedonosszen und alle Fabrik-Inspektoren gesandt werden, damit sie die Bedürfnisse und Beschwerden der Arbeiter kennen lernen. Das Blatt empfiehlt den Arbeitern gutes Benehmen, Selbstbeherrschung und Organisation und warnt sie vor Gewaltthätigkeit und Unruhen; kurz die mit so großem Erfolge von Seiten der sozialdemokratischen Partei Deutschlands gehandhabte Taktik wird empfohlen.

Wie unter der Herrschaft der Rente der 1. Mai gefeiert wurde, darüber gehen dem „Vorwärts“ noch interessante Nachrichten aus Warschau und Dombrowa-Gornicza zu: Die polnische sozialistische Partei hat außer den gewöhnlichen in polnischer und jüdischer Sprache abgesetzten Anrufen noch einen

Anruf an die Warschauer Hauswörter herausgegeben, in welchem den Lesern dargelegt wurde (da sie oft als Werkzeug der Polizei zur Beobachtung der Arbeiter benutzt werden), daß sie nicht minder als die Arbeiter ausgebeutet werden und daß sie deshalb mit den Arbeitern Hand in Hand gehen sollen. In Warschau wurde außer dem Anruf auch ein gedruckter Kettel verbreitet, der auf den 30. April eine Volksversammlung in der Kleje Wajdowelle und danach einen Streik nach dem Kildewicz-Denkmal ankündigte.

Von 6 Uhr an waren die Straßen, die nach dem angekündigten Orte führen, mit Scharen von Arbeitern überfüllt, die nach der Kleje hinliefen.

Um 6 Uhr stellte der Polizeivorsteher seine Polizisten auf, um den Zug zurückzuhalten. Es wurden nur die „ankündig“ geseelten Leute durchgelassen, und jeder, der einem Arbeiter ähnlich sah, wurde von den Polizisten zurückgehalten. Die Schar der Zurückgehaltenen wuchs in der Weise, daß endlich die Reihen der Polizisten den Druck der ungeheuren Massen nicht aushalten konnten und der Zug wurde fortgesetzt. Auf dem Alexanderplatz — ein neues Hinderniß. Eine Polizeikommando erschien wieder und eine „Sotnie“ (Hundert) Kosaken verstellte sich hinter einem Thor. Das Kommando wurde gegeben: „Die Herren durchlassen, die Arbeiter zurückhalten!“ Die Menge, im Zuge aufgehalten, wurde immer dichter und dichter, nach 10 Minuten wurde der Platz überfüllt: die Polizisten-Rette wurde wieder zertrümmert. Um 7 1/2 Uhr hatten die Kosaken einen Theil der Anwesenden umzingelt und sie auf den Kopf des Hauses hineingestoßen, wo die Redaktion des „Kurjer Warschawski“ sich befindet. Ein Theil begab sich nach dem Kildewicz-Denkmal und ging um letzteres herum. Um 8 Uhr standen am Thore noch 5-6000 Mann. Im großen Ganzen haben mindestens 15000 Mann an der Manifestation theilgenommen. Der Eindruck, welchen diese Manifestation auf die Gemüther ausgeübt hat, ist erschütternd. Die Zahl der Verhafteten ist noch nicht festzustellen.

In Dombrowa-Gornicza und im ganzen Kohlenrevier Dombrowa-Gornicza wurde der Anruf in riesigen Mengen verbreitet. Am 30. April wurden überall die Schaarwachen sichtbar, und das Heer wurde bereit gehalten. Die Polizisten und Gendarmen durchsuchten die Kleider der ihnen am Abend begegnenden Arbeiter. Nach 12 Uhr Nachts hat die Kononade angefangen. Es ist bei hiesigen Verhältnissen die großen Festtage in der Weise zu feiern, daß sie die Dynamitpatronen explodieren lassen, — was sie auch in diesem Falle am 1. Mai thaten. Diese heiligen Schüsse wurden in der ganzen Umgegend hörbar. — Am folgenden Tage um 12 Uhr erschien auf dem im voraus bestimmten Orte eine Arbeitermenge mit einer roten Fahne von riesigen Dimensionen. Auf der Fahne wurde die mit weißen Wändern ausgefüllte Inschrift sichtbar: „Es lebe die Waisfeier! Es lebe das unabhängige Polen!“ Die Arbeiter zogen, von den Kosaken begleitet, durch die stark bevölkerte Gegend, indem sie die „Rothefahne“ trugen. Der Zug dauerte 1 1/2 Stunden.

Wäber und Nachbargebiete.

9. Mai.

Die Zahl der Bürgerstimmwähler, welche in die Listen eingetragen sind, beläuft sich auf 4430. Von diesen sind natürlich manche aus gewissen Ursachen nicht wahlberechtigt. Die Zahl hat sich kaum merklich gehoben. Am Vergleich zum Anwachsen der Bevölkerung ist die Zunahme der Bürgerstimmwähler eine geradezu lächerlich geringe. Von den Wählern entsfallen auf den 1. Bezirk (Jacobi-Quartier und Vorstadt St. Gertrud) 987, auf den 2. Bezirk (Marien-Magdalenen-Quartier und nordöstlicher Theil der Vorstadt St. Lorenz) 921, auf den 3. Bezirk (Marien-Quartier und südwestlicher Theil der Vorstadt St. Lorenz) 1134, auf den 4. Bezirk (Johannisquartier und Vorstadt St. Jürgen) 1388.

Der erste Mai läßt den „Lüb. Anz.“ keine Ruhe, soweit er — auswärts gefeiert worden ist; von dem Lübecker ersten Mai reden sie kein Sterbenswörtlein. Sie, die erst so große Rosinen im Saß hatten, unter sich lagern mit bewunderungswürdiger Seelenruhe ihren Lesern die Meldung von dem Sieg der Arbeiter. Ein Ereigniß, das in allen Kreisen der Bevölkerung das größte Aufsehen erregt hat, existirt für die „Reitenden“ nicht. Gewissenhaft verschweigen sie es. Das ist jedoch begreiflich, da die Herren sich gründlich die Finger verbrannt haben — auf beiden Seiten.

Die „Eisenbahn-Zeitung“ schreibt zur Waisfeier: „Wir sind stets dafür, daß man solche Demonstrationen ruhig duldet.“

Das ist unwar! Kein Blatt hat niederträchtiger gegen diese Regung der Selbstständigkeit der Arbeiter, wie gegen jede ähnliche, gekämpft, als gerade die „E. B.“ Wenn ihre strenge Objektivität und ihr reines Gewissen sich in diesem Jahre veranlaßt gefühlt hat, am Orte die Feier und ihre Folgen völlig todzuschneigen und nur im „Hö. Fröbl.“ die Reporterüberlinge einzuheimen, so ist das eine alberne Denommiskerei, die sich selbst richtet. Leute, die es billigen, daß Streikende aus Kriegervereinen hinausgeworfen werden, haben nicht das Recht, für Behauptungen, wie die obige Glaubwürdigkeit in Anspruch zu nehmen. Sie müssen es sich gefallen lassen, wenn ihnen das Prädikat „Heuchler“ ertheilt wird, und wir wissen, daß sie es mit der alten flackbepfundenen Ruhe einstecken werden.

II. Arbeiter-Mitt. Wie noch in Aller Erinnerung, passirte vor kurzer Zeit bei der Firma Fr. Ewers u. Co., Waisenhoffstraße, ein Unglück dadurch, daß ein Anleger bei der Maschine sich die Finger verletzete. Jetzt ist schon wieder von einem Unfall bei genannter Firma zu berichten. Am Freitag Abend voriger Woche erlitt der Schlosser und Mechaniker Carl Dietel beim Transport einer ca. 13 Centner schweren Kiste einen Knöchelbruch nebst Quetschung eines Fußes, sodaß seine Ueberführung in's Krankenhaus nothwendig wurde.

Nachlänge von der Waisfeier. Die Firma Ewers u. Wiesner hat sich nicht verjagen können, folgenden Was anzulagen:

„Laut Fabrikordnung haben diejenigen Arbeiter, welche am 3. Mai die Arbeit nicht aufgenommen haben, 50 Pfg. in die Unterstützungskasse zu zahlen. Da uns das Bestehen dieser Kasse nach den jüngsten Ereignissen gleichgültig geworden ist, mag der Arbeiterausschuß in einer Zusammenkunft beschließen, ob die 50 Pfg. Strafe begahit werden sollen oder nicht.“

Natürlich ist aus dem hübschen Projekt nichts geworden!

Das Gewerkschaftskartell nahm gestern Abend die Abrechnung der Kommission vom Labodarbeiterstreik entgegen. Derselbe ergab 1481,66 Mark Einnahme. Davon sind 992,65 Mark an die Streikenden verausgabt, sodaß ein Bestand von 489,01 Mk. verblieb. Das Kartell verfügt über ein Vermögen von 1196,79 Mk., wovon 1000 Mk. zinstragend befristet sind. Weiter wurde beschlossen, die an der Aussperung Theilhabenden, soweit sie nicht von den Organisation entschädigt werden, zu unterstützen.

Lwt. Woldemars Wiener Poffen-Ensemble giebt hier 3. B. Vorstellungen im Concerthaus Fankhausen. Wir hatten gestern Abend Gelegenheit, uns von der Güte des Gebotenen zu überzeugen, und dürfen wohl mit Recht behaupten, daß die Darbietungen im Stande sind, in jeder Weise zu befriedigen. Frä. Hilton, die im Besitze von durchaus nicht üblen Stimmmitteln befindliche Sängerin, (nebenbei gesagt: eine sehr ansprechende Erscheinung) brachte ihre Lieder usw. in bester Weise zu Gehör. Auch das Ehepaar Grüneder erfreute durch Vorträge heiteren Inhalts, und verfehte das leider nicht sehr zahlreich erschienene Publikum in die beste Stimmung. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Komiker Bergmann sich in beifallswürdiger Weise produzierte, und daß das Zusammenspiel bei den aufgeführten einaktigen Poffen ein tadelloses war, so glauben wir umsomehr den Besuch der wenigen noch in Aussicht stehenden Aufführungen empfehlen zu dürfen.

Opfer des Sportblödsinn. Bei dem Radwettfahren, welches am Sonntag der Verein „Vorwärts“ auf der Holzrennbahn an der Israelsdorfer Allee veranstaltete, streifen nach der „E. B.“ ein gewisser Bogge aus Sittensen und ein gewisser Schmachtel aus Bergedorf zusammen. Ersterer erlitt einen Bruch des Schlüsselbeins, letzterer kam mit Hautabschürfungen davon. Bei der wahnsinnigen Jagerei der Radfahrer sind Unglücksfälle ebenso unausbleiblich, wie bei den Pferdeschindereien, die von Zeit zu Zeit veranstaltet werden in Form von Wettrennen.

Die öffentlichen unentgeltlichen Impfungen finden in der Stadt und den Vorstädten, wie folgt, statt: a) für Erstimpfungen am Mittwoch, den 10. und 24. Mai, 7. und 21. Juni und 5. Juli; b) für Wiederimpfungen am Sonnabend, den 13. und 27. Mai, 10. und 24. Juni und 8. Juli um 2 1/2 Uhr pünktlich, und zwar: für den Impfbezirk I (Walenitzbezirk, umfassend die beiden städtischen Quartiere Jacobi und Johannis, die beiden Vorstädte St. Gertrud und St. Jürgen, und die Ortschaften Brandenbaum und Hohewarte) in der Turnhalle der Burg-Volksschule, hinter der Burg 6; für den Impfbezirk II (Travenitzbezirk, umfassend die beiden städtischen Quartiere Marien-Magdalenen und Marien, und die Vorstadt St. Lorenz) in der Turnhalle der Domburg-Volksschule, Domkirchhof 6. Das Medizinalamt fordert die Bewohner von Stadt und Vorstädten, die von der öffentlichen unentgeltlichen Impfung Gebrauch machen wollen, auf, ihre Impfzettel, welche rein gewaschen sein müssen, zur festgesetzten Stunde zu stellen, da sie andernfalls es sich selbst zuschreiben haben, wenn sie auf den nächsten Impftermin verwiesen werden. Die Nachschau der Geimpften wird an dem nächstfolgenden Mittwoch, den 17. und 31. Mai, 14. und 28. Juni und 12. Juli bezw. an dem nächstfolgenden Sonnabend, den 20. Mai, 3. und 17. Juni und 1. und 15. Juli, Nachmittags 2 1/2 Uhr pünktlich vorgenommen, wobei zugleich die Impfzettel ausgehändigt werden. Für die ländlichen Impfbezirke (III, IV, V und VI) wird in den einzelnen Impfdistrikten in der Regel nur ein Termin zur Impfung und Nachschau vom Impfarzte abgehalten. Zeit und Lokal wird in den einzelnen Ortschaften jedesmal vorher in ortsbüchlicher Weise bekannt gemacht werden. — Als Impfarzte fungiren im 1. Bezirk Herr Dr. Busch, im zweiten Herr Dr. Struck. Impfpflichtig sind laut Gesetz 1) alle im Jahre 1898 geborenen Kinder, sofern sie nicht nach ärztlichem Zeugnisse die natürlichen Blattern überstanden haben, oder bereits mit Erfolg geimpft sind; 2) alle im Jahre 1887 geborenen Böglinge einer öffentlichen Lehranstalt oder einer Privatschule, mit Ausnahme der Sonntag- und Abend Schulen, sofern sie nicht nach ärztlichem Zeugnisse in den letzten fünf Jahren die natürlichen Blattern überstanden haben, oder mit Erfolg geimpft worden sind; 3) alle die Kinder, welche in den Jahren 1897 und 1898 impfpflichtig waren, und bei welchen die vorgenommene Impfung nach dem Urtheil des Arztes erfolglos geblieben ist; 4) alle impfpflichtigen Kinder, die auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses von der Impfung vorläufig befreit gewesen sind, wenn der Grund dieser vorläufigen Befreiung wegfällig geworden ist.

pb. Verhaftet wurde ein von der Staatsanwaltschaft Rostock wegen Bigamie steckbrieflich verfolgter Arbeiter.

pb. Gestohlen wurde einem Möbeltransporteur während eines Transportes von Goslar nach hier ein Schloßkorb mit diversen Kleidungsstücken. — Gefunden wurden in den Anlagen am Hützerthor eine Anzahl Frauen- und Mädchen-Kleidungsstücke.

—r. Waisfeier. Einem glänzenden Sieg errangen die hiesigen Arbeiter bei der am Sonntag, den 7. d. Mts., stattgehabten Gemeinderatswahl. Sämmtliche drei Kandidaten des Arbeitervereins wurden mit großer Majorität gewählt. Das Resultat ist folgendes: 1) Maurer Pinke 90, Ziegeleibehrer Wegner 89, Bandwirth Petersen 24 Stimmen. — 2) Siper Pering 89, Ziegeleibehrer Wegner 24, Bandwirth Barmer 11, Bandwirth Petersen 8, Hofbeherer Guhl 2 Stimmen. — 3) Maurer Stapelfeldt 88, Löhnermeister

Goebel 31, Siegfelsberger Wegner 6, Sandwirth Peter, an 8, Herr Kramer 1 Stimme. — Der Arbeiterverein hat nunmehr 6 Vertreter im Vorparlament. Unsere Woidlinger Genossen haben auch dieses Mal sich wacker gehalten. Wegen die Lübeder es ihnen bei den Bürgerchaftswahlen an Elter gleichgültig!

2. Schwartau. Im hiesigen Naturheilverein hielt am vorletzten Sonntag der Naturarzt, Herr Dr. Schläter einen 1 1/2 stündigen, volkstümlichen Vortrag über das Thema „Naturheilkunde mit besonderer Berücksichtigung des Wassers als Heilmittel.“ Der Inhalt des Vortrages deckt sich im Wesentlichen mit dem ähnlicher, von uns ausführlich wiedergegebener. Aus diesem Grunde, und in Rücksicht auf den knappen Raum unseres Blattes, dürfen wir daher wohl von einer eingehenderen Inhaltsangabe absehen. Wie uns berichtet wird, war die Versammlung sehr schwach besucht. Geplagt wird darüber, daß gerade der Arbeiterstand fehlte. Das ist gerade bei den in Betracht kommenden Arbeitern begreiflich, zumal in der jetzigen Zeit, wo die Gartenarbeit sich häuft. Bemerkenswert ist noch, daß der Verein etwa 65 Mitglieder zählt, für den ersten Anfang ein ganz anständiges Ergebnis.

Hamburg. Die hiesigen organisierten Arbeiter, welche die Befreiung der Abhängigkeit von Tringelbären erstreben, verpflichteten sich durch Versammlungsbeschlüsse, bei keinem Wirth mehr zu konditioniren, der nicht einen Minimallohn von zwanzig bezw. dreißig Mark jährt.

Hamburg. Der hiesige Bauarbeiterstreik ist am Freitag durch Beschluß einer Versammlung der Bauarbeiter für beendet erklärt worden.

Kiel. Erdballpolitisch. Mit größter Bestimmtheit wird hier versichert, die Krupp'sche Germania werft solle durch weitere Grundstücksankäufe vergrößert werden, daß dreimal soviel Arbeiter, als jetzt, beschäftigt werden könnten. Das würden rund 7000 sein. Krupp müßte seiner Sache somit sehr sicher sein. Vielleicht fallen die Bülow'schen Samoareden bald anders aus, denn es scheint etwas im Busche zu stecken. Michel wird wohl dem kalklosen Wasser noch mehr schwimmendes Eisen liefern sollen.

Bremen. Die große unabhäbige Schwaneleder Haide steht seit Sonnabend Nachmittag in Flammen. Die Bremer Garnison,

die dort gelibt hatte und schon im Abrücken begriffen war, wurde eiligst zu Vöscharbeiten zurückgerufen. Der Streik der Seeleute in Kopenhagen ist, wie man dem „S. Echo“ meldet, bereits beendet.

Aus Nah und Fern.

Die Frankfurter Polizei hat mit ihren Verleibigungs-klagen Bed. Am 5. Februar sprach in einer Arbeiter-versammlung im „Mebstock“ der Anstifter Martin Bernhardt über die Sonntagssruhe. Er sagte u. A., die Polizei lege bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern zweierlei Maßstab an, und wenn ein Schuhmann zur Revision auf den Hof eines Unternehmers komme, so flüster ihm der Unternehmer etwas in's Ohr, und die Sache sei erledigt. Vom Schöffengericht wurde W. wegen Verleibigung der Polizei zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt. Der Angeklagte und der Staatsanwalt legten Verurtheilung ein. Nach zweistündiger Beweisaufnahme zieht der Staatsanwalt seine Verurtheilung zurück. Der Vertheidiger, Dr. Löwenthal, bittet auf Grund des § 193, der von der Wahrheit berechtigter Interessen handelt, um Freisprechung. Das Gericht erkennt auch nach langer Verathung auf Freisprechung, weil die in einer Verurtheilung erforderliche Absicht der Verleibigung fehle. In der Verhandlung bekundete eine Anzahl Zeugen, daß die Polizei die Bundesrathsbestimmungen über die Sonntagssruhe sehr lax handhabt.

Eine Staudalschlichte, die ein höchst bedenkliches Licht auf unser höheres Schulwesen wirft, hat der sozialdemokratischen Fraktion des hessischen Landtags Anlaß zu einer Interpellation gegeben. Der Sohn eines Gymnasialdirektors und jetzigen Oberschulraths in der Regierung hat Jahre hindurch Nachhilfe-Unterricht von einem Lehrer erhalten, der zugleich sein Klassenführer war, resp. von Jahr zu Jahr mit dem Oberschulraths-Eöhningen bis zur Oberprima aufrückte. Dieser an sich schon gegen eine Ministerialverfügung verstoßende Privatunterricht an einen Schüler der eigenen Klasse war zudem so eingerichtet, daß der Schüler die in der Schule zu schreibenden Exercitien vorher so gut beigebracht bekam, daß er ein eintägiges Geldgeschäft betrieb, indem er die ihm gemachten Mittheilungen an seine Kameraden verkaufte. Der Staudal ist nun endlich an die Öffentlichkeit gekommen und dadurch noch erhöht worden, daß die Regierung den betreffenden Lehrer nicht einmal zu maßregeln den Muth gehabt hat, da dieser sich auf die Billigung des betreffenden Vaters und Oberschulraths berief. Diese Korruption soll der verdienten Weisung vor dem Lande nicht entgehen.

Eine seltene Ausdauer im Desertiren entwickelte, wie der „Zell. Blg.“ aus Wetzburg geschrieben wird,

der Kanonier Adolf Ebert des 2. Feld-Artillerie-Regts. Im Herbst 1895 wurde er in die Truppe eingeeilt; nach einigen Tagen desertirte er und bekam nach seiner Ergreifung 7 Monate Gefängniß. Einen Tag nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß flüchtete er wieder, wurde abermals aufgegriffen und zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. Nach Verbüßung dieser Strafe durfte er die Kaserne nicht mehr verlassen. Er führte sich gut, erhielt deshalb am 3. April auf sein Ansuchen einen Ausgehtag bewilligt und benutzte diesen zur dritten Desertion. Diesmal kam er nur bis Kitzingen, wo ihn ein nachrachelnder Unteroffizier einholte und verhaftete. Das Militärbezirksgericht verurtheilte ihn diesmal zu 5 Jahren 15 Tagen Zuchthaus, welches Urtheil Ebert lächelnd entgegennahm, weil dadurch sein sehnlichster Wunsch, vom Militär wegzukommen, erfüllt wurde.

Hamburg. Am 4. u. 5. Ziehungstage der 7. Klasse der 815. Hamburger Stadt-Lotterie wurden folgende Nummern mit nachstehenden Hauptgewinnen gezogen:

Nr. 11124 54248 mit 10 000 M.	Nr. 44683 46091 108691 mit 5000 M.	Nr. 9852 11882 17916 18153 46527 47760 49011 64846 65490 95714 107832 108979 mit 2000 M.
Nr. 2403 2155 4938 6357 8031 13037 13917 15349 15661 17850 20444 21827 24687 28783 28085 38471 45520 50083 55304 64317 64370 67589 71401 76578 83940 87395 91484 92602 94974 104214 107941 109320 115158 115532 118505	Nr. 56997 mit 200 000 M.	Nr. 35861 mit 20 000 M.
Nr. 102369 mit 10 000 M.	Nr. 80993 81775 mit 6000 M.	Nr. 3048 9325 27048 110823 mit 3000 M.
Nr. 25224 56976 82848 88844 112051 118859 mit 2000 M.	Nr. 577 3182 3931 8350 10180 10366 11045 18076 23916 26564 29648 33738 34550 38230 41224 44071 44402 45873 46641 45661 46087 47037 47782 50568 53893 64842 64727 66166 67096 78228 79258 87704 95550 100591 108917 111899 mit 1000 M.	

Stierkamp-Beimarkt.

Hamburg, 8. Mai.
Der Schweinehandel verlief mittelmäßig. Hufeilfert wurden 250 Stück. Preise: Verlandsschweine, schwere 45—47 M., leichte 41—43 M., Sauen 39—42 M. und Ferkel: 45—46 M. pr. 100 Pfd.

Seeberichte.

- D. „Jris“, Kapit. Ferriere, ist am 6. Mai von Rotterdam auf hier abgegangen.
- D. „Hebe“, Kapit. Marklundt, ist am 7. Mai in Albo angekommen.
- D. „Der Peruse“, Kapit. G. Bethmann, ist am 7. Mai von Königsberg auf hier abgegangen.
- D. „Matilde Jabe“, Kapit. Schmidt, ist am 8. Mai von Swinemünde auf hier abgegangen.

für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübeder Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu beziehen.

Allen Bekannten und Verwandten sagen für die vielen Geschenke und Gratulationen zu unserer Hochzeit unsern besten Dank.
J. Schink und Frau.

Meinem Bruder und Schwägerin in der Offen-grube 10 zu ihrer am 10. d. M. stattfindenden Silbernen Hochzeit die besten Glückwünsche!
Chr. Mahncke.

Kartoffelland

noch zu vermieten.
Holdt, Wortverk bei Lübed.

Gesucht eine Wohnung in der Stadt im Preise von 150 bis 180 M. Offerten unter J L an die Exped. d. Bl.

Gesucht zu sofort ein kräftiger Kaufbursche.
T. Buhrmann, Holstenstraße 19—21.

Ein Mann (Handwerker) sucht Beschäftigung auf halbe Tage. Offert. unter T F an die Exped. d. Bl.

Schneiderin wünscht Beschäftigung im Hause in Damen- und Kindergarderoben.
Fadenbürger Allee 61, 1. Et.

Zu kaufen gesucht ein Haus in der Nähe der Schwartauer Allee oder Drehsbrücke. Angebote u. B U an die Exped. d. Bl.

Ein Zugänger billig zu verkaufen.
J. Oldekop, Fadenburg.

Zuverl. ca. 250—300 Pfd. Annelrüben
Mitterstraße 6a, St. Lorenz.
Starke und zuverlässige gebrauchte **Fahrräder** billigt bei
O. Störzner, Johannisstraße 33.

Jeder versuche!!
Sohlen und Absätze für Herren 1.60, sehr stark 1.75, für Damen 1.25, f. Kinder billigt. Nur Kernleder. Anfert. sofort.
Schuhwaaren-Reparatur-Anstalt mit Maschinenbetrieb.
34 Fischergrube 34.

Neuestes und größtes Schuhwaaren-Magazin hier am Plage. — Gegründet 1865.

Holstenstr. J. Möllendorff Holstenstr. 9.
Stiefel und Schuhe
jeder Art in großartiger Auswahl.
Holstenstr. J. Möllendorff Holstenstr. 9.

Absolute Garantie für nur reelle, kernige, dauerhafte Waare und solide Arbeit.

Reparaturen reell und billig.
Stiefel billig reparirt.
Coulante Bedienung.
Umtausch gern gestattet.

Das Fractions-Bild der socialdemokratischen Partei
des
deutschen Reichstags von 1898
ist wieder vorrätzig und zu beziehen durch die
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 50.

Die Weberei von W. C. Kelling
(früher: F. J. W. Hopp)
5 Gr. Bauhof Lübed Ecke der Offengr. empfiehlt ihre gutgewebten Bett-, Tisch- u. Leinwandzeuge, sowie doppelt gereinigte Damm- und Bettfedern zu concurrenzfähigen Preisen.

Ausgekämmte Haare kauft
Fr. Hechler, Friseur, Holstenstraße 18.
H. Meiereibutter empfiehlt
H. L. Wiegels, vorm. J. C. Bunge,
Fischergrube 61.

Central-Kranken- u. Sterbefälle der Tischler u. and. gewerbl. Arb.
Mitglieder-Versammlung am Mittwoch den 10. Mai
Abends 8 1/2 Uhr
Im Vereinshaus, Johannisstr. 50.
Tages-Ordnung:
Aufstellung eines Candidaten zur General-Versammlung.
Die Ortsverwaltung.
Achtung!
Fabrikarbeiter!
Alle an der Aussperrung theilhaftig gewesenen Mitglieder des Fabrikarbeiter-Verbandes werden ersucht, Mittwoch den 10. Mai, Abends 9 1/2 Uhr, bei Seeke, Lederstraße 3, zwecks Regelung der Unterstützung, zu erscheinen. Mitgliedsbücher müssen mitgebracht werden.
Alle nicht Erschienenen werden nicht berücksichtigt.
Die Ortsverwaltung.

Mai-Feier.
Alle Diejenigen, die noch im Besitze von Maifeiertarten sind, werden dringend ersucht, noch im Laufe dieser Woche mit dem Kassirer G. Kähler abzurechnen.
Das Comitee.
NB. Einige auf dem Festplatze gefundene und nicht abgeholtene Sachen, als: ein Hut, ein Schirm, eine Brodboxe und ein Verlagsband können bei Herrn Muiß in Israelsdorf in Empfang genommen werden.

Tivoli-Theater.
Mittwoch den 10. Mai:
Der Leiermann und sein Pflöckelnd.
Volksstück mit Gesang in 5 Abtheilungen von Ch. Rich-Pfeiffer.
Vorverkauf bei Herrn Borchert, Breitestr., und an allen Plätzen wie im Vorjahre.
Kasseneröffnung 6 1/2 Uhr. Anfang 7 1/2 Uhr.

Das Jubiläum des Mammut.

Von Wilhelm Volke.

In diesem Frühjahr sind genau hundert Jahre verfloßen seit einem der interessantesten, ja man möchte sagen, einem der unwahrscheinlichsten Ereignisse der deutschen Menschheit, sie hat so manches Absonderliche in Kauf nehmen müssen, diese Menschheit seit sie denkt. Columbus wies ihr eine neue Hälfte des Planeten, auf dem sie seit Alters hauste. Copernicus riß ihr den Boden unter den Füßen vorwärts, indem er diesen Planeten Erde bewegt zeigte, bewegt um sich selbst, bewegt um die Sonne. Man mußte erleben, daß neue Sterne plötzlich am Himmel aufstammten. Man mußte erleben, daß Steine vom Himmel fielen. Tüde fremder Weltkörper, die man greifen und demüthig unteruchen konnte. Kein Erde wollten die natürlichen „Wunder“, die Hebererforschungen nehmen. Aber die Hebererforschung, die sich damals 1799, in stillem Weltwinkel anbahnte, war gewiß keine von den geringsten. Ein vorweltliches Ungeheuer, von dessen Felsen keine menschliche Chronik mehr meldete, das weder in der Bibel, noch sonst einer angeblich ältesten Heberlieferung erwähnt stand, kam noch einmal mit Haut und Haaren als so frischer, blutiger Leichnam zu Tage, daß lebendige Hunde sich um das Fleisch rissen. Und mit dem unralten Schenjal kam zugleich für den Teil der Menschheit, der wirklich zu denken wagte, eine solche Kalle von neuer Erkenntnis, neuer Wahrheit ans Licht, daß wir heute, nach 100 Jahren, jenen Tag wohl als ein wahres Geistesjubiläum feiern dürfen. Jener Tag war ein schwarzer, ein böser Tag im Kalender allen irdischen Autoritätsglaubens, der die Geschichte der Erde, der Thierwelt, des Menschen eingesperrt glaubte in ein paar zufällige Heberlieferungen aus Felsen, da noch keine eigentliche Naturforschung existierte. Ein heller Tag aber war es dem beherzenden Glauben an das Recht dieser unbefangenen Naturforschung selbst. Es war wieder einmal, als helle die Natur aus ihrem unterirdischen, ewig überraschenden Reichthum selber nach zum Nutzen fortjreitender Geistesfreiheit und Geistesentwicklung.

Die Geschichte begann äußerlich wie ein Märchen. Ihr Held war zunächst ein Menschentind fern ab von aller Geisteskultur und Naturforschung. Wer eine Karte Afriens betrachtet, der gewahrt die großen Ströme, die dort nordwärts ins Eismeer abfließen. Hoch hinauf bis in die echten Polargegenden geht die Nordküste Afriens, also das Mündungsgebiet dieser Ströme. Arm und machtlos ist da oben schon der Sommer, der Winter aber von furchtbarer Macht. Niemals taut der bis in die Tiefe hinab gefrorene Boden ganz auf. Was in diesem Boden steckt, das liegt wie in einem ewigen Eisfeller, auch im Sommer noch steinhart ein gefroren. Oben leckt die Sommerkonne wohl etwas, der Schnee schmilzt, die Fläche bedeckt sich mit lagem Grün. Aber der Grund bleibt gradesaft. In dieses unwirtliche Feld wählten sich jetzt jene Riesenströme, auch sie im langen Winter starrend von Eis. Der äußerste, östlichste dieser Ströme ist die Vena. Tungusen wohnen dort, schweifende Jägerstämme, die zum Volkstamme der Mongolen gehören, — also Stammverwandte der Chinesen.

Ein Häuptling solcher Tungusen war 1799 Schumachof. Der Frühling kam, die Wege wurden ein klein wenig gangbarer. Und Schumachof und seine Frau drangen gegen die äußerste Mündung des Vena-Strömes vor. Seit Alters war bei den Tungusen bekannt, daß da oben ein wichtiger Tauch- und Handelsartikel zu finden sei: Platten und größere Platten eines gelblich-weißen knochenartigen Stoffes von höchst gesuchter Beschaffenheit. Wir würden sagen: Elfenbein. Aber wir verbinden damit das Bild eines großen Thieres, das in Afrika und Indien lebt: des Elefanten. Der Tunguse wußte von solchem Elfenbein nichts. Und in den Südländern, wo man seit Jahrhunderten echtes Elfenbein von da oben her, aus Nord-Sibirien,

erhielt, wußte man ebenso wenig, wie diese braven Tungusen in ihrer Gegend an solches Elfenbein kämen, man kaufte es einfach von ihnen und fragte nicht viel. Auch Herr Schumachof wird von einem Elefanten nicht die kleinste Ahnung gehabt haben, als er auszog, wieder einmal solches „Elfenbein“ an der Vena-Mündung zu sammeln, um damit ein reicher Mann in den bescheidenen Verhältnissen seines Stammes zu werden. Also eins wie er gewohnt haben. Bei den Tungusen ging die Sage, das Elfenbein stamme thatsächlich hier oben auch von einem „Thier“. Allerdings einem märchenhaften Ungeheuer. Es lebe wie ein Maulwurf grabend im gefrorenen Erdbreich. Das Elfenbein sei eigentlich der Stoff seiner kolossalen Hörner, mit denen es sich in der unerbittlichen Erde dahinstoße. An diesen Hörnern sitze ein warmartiger Leib, der sich bald riesig ausdehnen, bald einziehen konnte. Also eine Art gigantisch großen, gehörnten Regenwurms. So meldete seit Alters das Volksmärchen. Aber unserm Helden geschah diesmal das Wunderbare: er erlebte die Sage als Wahrheit. Das Eis war an der Abhang auseinandergebrochen. Da lag ein ungeheures Elfenbein. Die Sage vermerkte auch, daß jenes Thier manchmal ein Ende mit Schrecken nehme: dann nämlich, wenn es bei seiner unterirdischen Wühlarbeit jah an's Licht komme, beiseitwärts an einer steilen Uferwand eines Flusses. Also daß bei ihm das ungewohnte Licht tödtlich. War jener also dort der Madaver des Unterweltlers? Schumachof wußte es in diesem Jahr noch nicht klar zu unterscheiden. Erst im nächsten und übernächsten, als er regelmäßig wieder kam, war das Eis soweit abgetaut, daß er den Leichnam erkannte: ein mächtiges elfenbeinernes „Horn“ ragte wirklich aus der braunrothen, haarigen Masse. Nun regte sich der Erwerbseifer des Jägers. Aber noch hielt ihn ein Bedenken zurück. Wer das Thier der Erdentiefe, das „Mammut“ Ma heißt in verwandten nördlichen Sprachen noch heute die „Erde“, Mut der „Maulwurf“, sieht, hieß es, müsse selber sterben. Wahrscheinlich ging ein pestilenzialischer Geruch von dem jährlich immer mehr auftretenden ungeheuren Madaver aus, der auch ohne Abglauben Angst vor Krankheit wecken konnte. Erst 1801 legte in Schumachof der kapitalistische Gedanke; er sagte dem Schenjal die „Hörner“ ab und vertauschte sie dagegen gegen Waren für 50 Rubel. Seine Erzählung trug die Kunde aber sehr weit herum. Zwei Jahre später kam ein russischer Naturforscher, Adams, in's Land. Und jetzt erfolgte, sieben Jahre nach der körperlichen, die geistige, die wissenschaftliche Auferstehung des Thieres. Leider hatten die Hunde der Tungusen und ebenso die wilden Wären und Wölfe die willkommenen Beute was war trotz schauerlichstem Gestank in dieser Eisgegend nicht willkommen! In den Kleidtheilen größtentheils schon aufgezehrt. Aber Adams sah mit dem ersten Blick genug. Das „Mammut“ war die Leiche eines echten Elefanten, der, wer weiß wie lange, hier sicher konserviert im Eise gesteckt hatte und nur durch einen Zufall gerade jetzt herausgetaut war. Die „Hörner“ waren Stößzähne, allerdings so große, nach innen zurückgerümmte, wie sie kein lebender Elefant besitzt. Der „Regenwurm“ war nichts anderes als der Elefantenrüssel. Höchst merkwürdig und einzigartig war aber noch die Thatfache, daß die dicke Elefantenhaut hier offenbar mit einem starken Pelz, mit braunem Wollhaar wie ein Wär, besetzt war. Gerade diese Thatfache gab am meisten zu denken. Man erahnte daraus, daß diese Mammut-Elefanten hier in Nord-Sibirien einstmals wirklich gelebt hatten und zwar gelebt hatten bei Temperatur-Verhältnissen, die von den heutigen nicht sehr verschieden gewesen sein können. Der dicke Wollpelz beweist, daß sie der Kälte angepasst waren wie die Eisbären und Polarfische, die heute noch da oben haufen. Diese Beobachtung wurde noch verstärkt dadurch, daß man in den Zähnen des Mammut die Reste von einer Art Tannen-Nadeln fand, also von nördlichen, heute noch in Sibirien heimischen Gewächsen, im Gegensatz zu den Palmen, unter denen unsere lebenden Elefanten wandeln.

Adams rettete damals das Gerippe jenes Mammut sowie viele Haut- und Haarcette für das Petersburger Museum, wo alles heute noch steht. Die solchermassen gewonnene Naturgeschichte des Mammut aber wurde von da an zu einer Fundgrube neuer Erkenntnisse für die Wissenschaft. Anwohner solcher Mammut findet man nicht nur in Sibirien, sondern auch bei uns in Deutschland und ebenso in Nordamerika. Das sibirische Eis, seit der Mammut-Zeit unverändert, hat uns bloß den Gefallen gethan, die ganzen Leichname (es sind seitdem noch mehrere gefunden worden) stümpflich wie in einer Konservendbüchse zu bewahren. Hier legten wir die furchtbarsten Gedanken ein. Die Annahme, daß es in der Zeit der Mammut in den Nordländern noch heiß gewesen sei, wie in Indien und Afrika, wo heute noch Elefanten leben, ließ sich nicht halten. Auch die andere Annahme, die von bibelgläubiger Seite gemacht wurde: es wären durch die „Sündfluth“ Elefantenleiber von Indien bis Sibirien verschwemmt worden, fiel ebenso grob ab. Denn die Mammut hatten unzweifelbar in Sibirien dicht am Eisrande gelebt. In ein kaltes Land waren sie angepaßt gewesen. Schneestürme dieses Landes mochten die armen Opfer verschüttet und direkt ins Eis hineingebracht haben, die man heute noch so wohl erhalten findet. Von jener verfluchten Sündfluth aber weiß die Forschung überhaupt nichts. Daher gelang es dieser allmählich, etwas anderes festzustellen. Das Klima war zur Zeit, als die Mammut noch lebten, auf der ganzen Nordhalbkugel der Erde kälter als heute. In Nordamerika wie bei uns in Europa herrschte die sogenannte „Eiszeit“. Und die Mammut konnten gerade deshalb damals bei uns bis in die Gegend von Berlin und Dresden leben, weil bis gegen Berlin und Dresden damals echt sibirische Zustände herrschten. Erst später wurde es bei uns wieder wärmer und mit dieser Wärme gingen die Mammut bei uns überall ein. Also in Sibirien, wo es heute noch „sibirisch“ kalt geblieben ist, haben die letzten Nachzügler noch länger gelebt, schließlich sind sie aber auch dort durch irgend welche Ursachen ausgestorben und nur das bis heute unveränderte Eis hat die letzten Leichname bewahrt. Jene Eiszeit, auf die uns so das Mammut führt, war eine überaus interessante Zeit. Sie liegt etwa da, wo die Bibel von der Sündfluth erzählt, allerdings den Jahren nach wohl noch ein gut Stück weiter rückwärts. Während aber die Forschung, wie gesagt, nichts von solcher allgemeinen Sündfluth weiß, meldet die Bibel kein Wörtchen von der Eiszeit. Und doch lebte in dieser Eiszeit der Mensch schon, allerdings der Mensch erst in den rohen Anfängen seiner Kultur. Menschen haben hier bei uns in Europa nachweislich das lebendige Mammut noch gejagt, — ja, sie mögen dazu beigetragen haben, daß die letzten Mammutthiere, die hier noch vorlamen, ausgerottet wurden. Trotzdem ist die Erinnerung an die Eiszeit aus den späteren schriftlichen Heberlieferungen der Menschheit völlig verschwunden. Das muß uns selbstverständlich vorsichtig machen im einseitigen Vertrauen auf den absoluten Werth solcher Heberlieferungen. Die Lüden im Gedächtniß der späteren Völker wurden mit bunten Fabeln ausgefüllt. An Stelle der Schrecken und Schneestürme der Eiszeit und der Jagden auf riesige Mammut-Elefanten trat die poetische Erzählung vom Paradiesgarten und von Noahs Arche, die der Sündfluth trotzt. Man mag sich nach wie vor an der Poesie dieser lieblichen Märchen ergötzen. Aber die Wahrheit, der die Naturforschung dient, muß daneben ihren eigenen Weg verfolgen. Und auf diesem Wege lehrt eine solche Mammut-Leiche im sibirischen Eis thatsächlich ganz außerordentlich viel mehr, als es alle unmittelbare menschliche Heberlieferung auch des phantasievollsten Volkes vermöchte.

Soziales und Parteileben.

Streiks und Lohnbewegungen. Die Ausparungen wegen der Marzfeier in Dresden sind

Lichtschein durch den Nebel schimmern. „Feuer!“ rief der Knecht erschreckt und hielt die Roffe an.

Taras spähte hin, dann zog er die Mütze von dem Haupte und bekreuzte sich andächtig. „Jahr zu!“ befahl er. „Es ist Fadelglanz vom Friedhofe. Sie begraben unsern Popen!“

So war es auch. Vater Martin war am Morgen verschieden, und schon am Abend betreten sie ihn zur Ruhe, wie dies damals allgemeiner Brauch war in den Bergen. Man vernahm kaum eine Klage an seiner Bahre, wohl nur der Schmerz der Praxenia war ein aufrichtiger. „Ach, Ihr Leute!“ schluchzte sie immer wieder, „an der Predigt ist er gestorben, und nicht, wie der Arzt sagte, an Altersschwäche“. Aber die Bauern glaubten weder dem Arzte, noch der Wirthschafterin, sie hatten ihre eigene Meinung. „Der schlechte Schnaps des Wrumks“, sagten sie, „läßt die Leute nicht alt werden. Würde er gutes, starkes, ungewässertes Getränk ausshänken, wir könnten Alle hundert Jahre leben, gleich unseren Vorfätern“.

Wie gering auch die Trauer um den alten Herrn war, sie lenkte doch die Aufmerksamkeit der Leute von dem verstorbenen Prozesse ab, und noch lebhafter beschäftigte alle Gemüther die Frage, welchen Wesens sein Nachfolger sein würde. Es war dies wahrscheinlich nicht bloße Neugier; ein Seelsorger jener Landschaft bedeutete für seine Pfarrkinder ein gut Stück ihres Schicksals, und sie mußten auch dieses thatsächlich erwarten; ein Einfluß auf die Wahl steht ihnen nicht zu. Aber die Bewohner von Zulawce hatten nicht lange zu harren und konnten mit der Entscheidung wohl zufrieden sein.

Schon nach drei Wochen zog in das verödete Haus ein junger Pope ein, Leo Woronzuk mit Namen, der bis dahin in Borlowka, einem Dörfchen der Ebene, als Vicar gewirkt. Es sprach sehr für ihn, daß ihm die Männer von Borlowka fünf Meilen weit das Geleite gaben, bis zur Pruthbrücke, wo ihn Taras an der Spitze der Bauern empfing. Und

Ein Kampf um's Recht.

Roman von Karl Emil Franzos.

(15. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Als er am nächsten Tage in das Vorzimmer des Advokaten trat, fuhr Herr Stupka mit einem Angstschrei vom Stuhle auf und stürzte in das Zimmer seines Chefs. „Herr Doktor!“ hörte ihn Taras angstvoll stöhnen. Ein Gespenst... der todte Richter steht draußen!“

Lächelnd trat der Advokat seinem Besucher entgegen und begrüßte ihn herzlich. „Ich dachte mir gleich“, sagte er, „daß mein Schreiber übertrieben. Dich hat wohl nur die schmerzliche Enttäuschung einen Augenblick hingschmettert?“

„Nein!“ erwiderte Taras. „Es war mehr; es war das Bewußtsein, daß dieses Urtheil auch über meine Zukunft entscheidet, falls es nicht abgeändert werden kann. Dies zu erfragen, bin ich gekommen. Vielleicht steht es in Deinem Briefe, Herr Doktor, ich kann nicht lesen.“

„Im Briefe stehen nur die Kosten verzeichnet“, erklärte Dr. Startowski. „Hundertzwölf Gulden. Ich sage es nicht, um Dich zu mahnen, Du kannst die Zahlung nach Bequemlichkeit leisten. Von einem weiteren Rechtsmittel steht nichts darin. Denn zur Fortführung eines Prozesses pflege ich nur dann zu rathen, wenn Aussicht auf Erfolg ist.“

„Herr Doktor“, sagte der Richter langsam, mit tonloser Stimme, „überlege wohl, was Du sagst! Es steht viel auf dem Spiele!“

Dieser Ton und das entstellte Antlitz des Mannes befremdeten den Advokat. „Ich kann mich ja irren“, sagte er. „Aber die Vernehmung, auf die ich große Hoffnungen gesetzt, hat schlimmen Erfolg für uns gehabt, obwohl sie, nach dem Protokoll zu schließen, sehr gewissenhaft durchgeführt wurde.“

„Gewissenhaft!“ rief Taras und erzählte dann ruhigen, gehaltenen Tones die Szene vor der Schänke und wie man im Dorfe den Kaufpreis nehme, welche der Mandatar jedem der Lumpen und Schelme für ihren Eid bezahlt. „Hilf mir, Herr, in meiner Noth!“ schloß er.

Die schlichten Worte, fast tonlos geflüstert, wirkten auf den Advokaten stärker, als jede Beschwörung. Vielleicht hatte den alten, wackeren Herrn die Heberzeugung von der Heiligkeit seines Berufes nie vorher so tief ergriffen, als bei der Erzählung dieses Bauers, vielleicht niemals war sein Wunsch heißer, ein Helfer zu werden! Er versprach dem Richter, sofort den Rekurs an das Gubernium zu richten und eine nochmalige Vernehmung zu beantragen. „Wohl stünde uns“, erklärte er ihm, „noch ein anderes, rascheres Rechtsmittel zu Gebote: Du könntest die Anzeige wegen Meineids erstatten. Aber wenn uns der Wahrheitsbeweis nicht gelingt, so kommst Du als Verleumder selbst in den Kerker. Dieser Gefahr mag ich Dich nicht aussetzen und wähle darum den andern Weg.“

„Thue, wie Dir recht scheint!“ erwiderte Taras. „Ich glaube allen Deinen Worten. Aber was ist das für eine Welt, wo man in den Kerker kommen kann, wenn man die Wahrheit behauptet? Ist nicht Alles auf Recht und Wahrheit gegründet? Kann die Erde noch bestehen, wenn Lüge und Unrecht siegen?“

Der Advokat wußte sicherlich die rechte Antwort auf diese Frage, eine traurige, bittere Antwort, aber er wagte sie diesem Manne nicht zu verkünden. So begnügte er sich denn, ihm nochmals treueste Verwendung für die Sache zu versprechen und entwarf wirklich schon am nächsten Tage, von einer Empfindung gedrängt, deren er sich selbst kaum für fähig gehalten, die Berufung an das Obergericht, während Taras mit seinem Knechte wieder der Heimath zufuhr.

Als die Beiden am Abend in die Nähe des Pruth kamen, vernahmen sie vom Dorfe her das Geläute der Glocken und sahen am Abhang gegen Printhowce rothen

bereits zum guten Theil zu Gunsten der Arbeiter beendet, nur in der Metallwaarenfabrik von Meißner bairern die Differenzen fort. — Der Baderstreik in München verläuft für die Gehilfen sehr günstig. Bis jetzt haben 281 Meißner mit etwa 800 Gehilfen die Forderungen bewilligt. — Bei F. W. Leibelt in E. Connewitz wurden 8 Wiewerlarbeiter ausgesperrt, weil sie sich unterstanden — eine Frühstückspause zu fordern. — In Kleinrosseln (Elsass-Vohringen) ist ein Bergarbeiterstreik ausgebrochen. Etwa 100 Bergleute führen auf dem Bergschicht nicht an. Die streikenden Arbeiter fordern achtstündige Arbeitszeit sowie 5,50 M. Schichtlohn und suchen durch Flugblätter einen allgemeinen Streik der Bergleute zu veranlassen. — Die italienischen Erdarbeiter stellen am Bau der neuen Bahnlinie Venedig-Venezia bei Murten die Arbeit wegen verweigerter Lohnverhöhung ein. Leider mußten sie ohne Erreichung des Zweckes die Arbeit wieder aufnehmen. — Auf Vornholm haben die Eisenbahnarbeiter, 77 von 100, die Arbeit niedergelegt, die übrigen folgen in diesen Tagen. Sie erhielten 25—30 Ore und verlangen 30—35.

Die Errichtung eines Arbeitersekretariats planen die Gewerkschaften in Wltskau.

Die Aussperrung der Leipziger Formier ist von langer Hand her geplant. Der Verband der Metallindustriellen im Bezirk Leipzig hat bereits unterm 1. April d. J. an seine Mitglieder ein Rundschreiben erlassen, worin es heißt: 1. Der Verband erachtet die sämtlichen Arbeitgeber für verpflichtet, mit aller Entschiedenheit und Strenge gegen diejenigen Arbeiter einzuschreiten, welche sich an der Arbeitsaufstellung am 1. Mai betheiligen sollten. 2. Jedem Arbeitgeber liegt die Pflicht ob, etwaige Gesuche von Arbeitern um Verurlaubung für den 1. Mai abschlägig zu bescheiden. 3. Diejenigen Arbeiter, welche den 1. Mai ganz oder theilweise feiern, sollen entlassen oder mindestens eine Woche von der Arbeit ausgeschlossen werden. 4. Entlassene Arbeiter dürfen während der nächsten 6 Wochen nur von ihrem bisherigen Arbeitgeber wieder eingestellt werden. Alle auf das Feiern bezüglichen Vorkommnisse sollen unverzüglich dem Vorstande mitgeteilt werden. — In Herrsching und Brunnthal läßt das Rundschreiben jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Es wird sich aber finden, wie der Unterdrückungsbefehl endgültig beantwortet werden wird.

Material fürs Zuchthausgeheh. In München haben die Klempnergehilfen bei einem Meister die Arbeit niedergelegt. Infolgedessen hat die Klempnergenossenschaft ein vertrauliches Rundschreiben losgelassen, in dem der Erwartung Ausdruck gegeben wird, daß „von den im nebenstehenden Verzeichniß aufgeführten Gehilfen der Firma Joh. Schneider bis zur Beilegung des Streikes keiner in Arbeit genommen wird.“ Da auf der Liste auch zwei Kollegen aufgeführt sind, die ausdrücklich erklärt haben, daß ihr Ausreten nicht mit dem Streik im Zusammenhang steht, so werden die beiden gegen die Genossenschaft wegen Verurtheilung klagen können.

Ueber die Zustände in den sächsischen Schiefergriffelbrüchen von Sachsen-Meiningen erfährt man Näheres aus einer Denkschrift, welche das Ministerium herausgegeben hat, um die schweren Anlagen zu entkräften, welche Genosse K. Weigelt aus Steinach auf dem diesjährigen Kongress deutscher Berg- und Hüttenarbeiter erhob. In dem ziemlich umfangreichen Schriftstück — es fällt acht Seiten des Regierungsblattes — wird alles Andere eher belächelt, nur nicht, daß das auf dem Bergarbeiterkongress Gesagte unzutreffend sei. Die Verhältnisse in den Griffelhütten, in denen 130 Kinder im Alter von 6 bis 14 und 60 Kinder unter 6 Jahren beschäftigt werden, stellt die Denkschrift wie folgt dar:

„In gesundheitlicher Hinsicht sind diese Kleinstätten von sehr übler Beschaffenheit. Der Fußboden und die Wände sind mit Griffelsand überzogen, die Luft ist mit Staub gefüllt, eine regelmäßige Reinigung findet zumest nicht statt. Ein großer Uebelstand ist der Aufenthalt von Kindern in den Griffelhütten, sei es, daß sie nun hier bei der Arbeit mithelfen, sei es, daß sie noch nicht in einem erwerbsfähigen Alter stehen und hier nur eine Unterkunft haben, denn daß das Verweilen in diesen staubgefüllten Räumen für die zarte Gesundheit von kleinen Kindern sehr nachtheilig ist, darüber kann kein Zweifel bestehen.“

Die meiningische Regierung hat seit dem 11. April jeden Aufenthalt von Kindern in den Griffelhütten verboten. Ueber die Lohnverhältnisse in der Griffelindustrie erfährt man aus der Denkschrift, daß 68,08 pCt.

unter 900 Mark, 31,92 pCt. über 900 Mk. verdienen, während die Spielwaarenindustrie 90,09 pCt. und die Porzellanindustrie 45,50 pCt. männliche Arbeiter mit weniger als 600 Mk. Verdienst aufweisen. Ferner werden noch folgende Lohnsätze damit in Vergleich gestellt:

In Lauscha verdient der geschickteste Perlenmacher bei 16 stündiger Arbeit 1 Mk. bis 1 Mk. 20 Pf., wenn die Nebenarbeiten von Familienangehörigen besorgt werden; Augenmacher und Schwachtmacher täglich 1 bis 2 Mk. In Jägersdorf verdient der Perlenarbeiter ohne Familie 50 Pf., mit Familie täglich 1 Mk.

Damit ist nur auf's Neue bewiesen, was für ein Elend in den sächsischen Industriebetrieben herrscht!

Auch eine Wüthigung. In Schmiedeberg im Erzgeb. wollten mehrere Arbeiter eines Eisenwerkes den 1. Mai feiern. Kaum hatte die Zeitung „Motte gerochen“, als sie an die Eltern und Vormünder der jüngeren Arbeiter folgendes Schriftstück sandte:

Herrn P. P. I.
Von unseren Arbeitern wird beabsichtigt, Montag den 1. Mai d. J. zu feiern. Sollte nun Ihr Sohn, welcher am 8. Juni 1897 angeleitet hat, an dem vorerwähnten Tag von der Arbeit ohne unsere Erlaubniß fernbleiben, so werden wir ohne jedwede Rücksichtnahme nach § 123 der Reichsgewerbeordnung Absatz 2 und nach § 4 unseres Lehrvertrages vom 8. Juni 1894 verfahren.

Hochachtungsvoll
Direktor W. Vahn.

Die Drohung mit dem § 4 des Lehrvertrages veranlaßte, daß die Meißner unterließ. In diesem Paragraphen wird nämlich bestimmt, daß während der 3-jährigen Lehrzeit dem Lernenden pro Woche 50 Pf. „Spargeld“ abgezogen wird. Das so aufgesammelte Geld erhält nun nicht etwa der junge Arbeiter nach beendeter Lehrzeit ausbezahlt, sondern erst dann, wenn er sich nach drei weiteren Jahre gut aufgeführt hat. Will er nach Beendigung der drei Lehrjahre fort oder wird er wegen unzulässiger Handlungen entlassen, so blüht er das Spargeld ein. Man sieht, das Unternehmertum ist in der Wahl seiner Mittel, den Arbeiter um den verdienten Lohn zu bringen, nicht verlegen.

Wegen Beleidigung des Bürgermeisters und Polizeichefs wurde Genosse Photograph Häckel in Sagan weiteren Kreisen bekannt durch seine plötzliche Verhaftung auf dem Berliner Parteitag wegen angeblichen Meineids zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Mit einem großen Risiko hat das Vorgehen der Staatsanwaltschaft gegen die Landesorganisation der reichsländischen Sozialdemokratie gerundet. Wie J. mitgeteilt wurde, war gegen die Mitglieder des sozialdemokratischen Klubs „Vorwärts“ in Gebweiler und das Landeskomitee der reichsländischen Sozialdemokratie ein Strafverfahren wegen Bildung von Vereinen ohne behördliche Erlaubniß eingeleitet worden. Die Verfahren ist jetzt endgültig eingestellt worden.

Internationale Solidarität. Auch in Johannesburg (Südafrikanische Republik) haben Klassenbewusste Proletarier der Opfer des Dresdener Zuchthausstrahls gedacht und ihrer Sympathie mit ihnen durch eine Geldsammlung Ausdruck gegeben. Bei der Buchhandlung des „Vorwärts“ gingen 108 Mk. 12 Pf. ein für die Familien der Verurtheilten, die von Arbeitern Johannesburgs bei einer Zusammenkunft gesammelt worden sind. Ein Beweis dafür, wie dieses Urtheil die Empörung der Proletarier der ganzen Welt wachgerufen hat.

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. An einer Heringsgräte ist in Twillingen (Kreis Diepholz) ein Knecht erstickt. — Beim Fischen auf dem Sabudowniaer See bei Memburg in Westpreußen haben vier Fischer den Tod gefunden. — Weil er nicht Soldat werden wollte, hatte sich der Knecht Donath in Friedrichsberg mit einem Weil den Heigefinger der rechten Hand ab. Die Strafkammer zu Königs verurtheilte ihn dafür zu 1 Jahre Gefängniß. — Erneute Verhandlung im Hyder Gattenmordprozeß. Wie wir vor einiger Zeit berichteten, war der Wirth Köpön aus Gulten wegen Ermordung des Bauerngutsbesizers Weiß zum Tode verurtheilt, seine Frau Marie, die Wittwe des Erhängten, aber von der Anklage der Beihilfe zum Mord freigesprochen worden. Wie jetzt aus Leipzig gemeldet wird, hat das Reichsgericht das freisprechende Urtheil gegen die Ehefrau aufgehoben und die Sache an das Schwurgericht zurückverwiesen. Die

Aufhebung erfolgte wegen Inkonkordanz der Fragestellung. — Ein netter Jugenderzähler! Die Brüder Strakammer verurtheilte den Gymnasiallehrer Dr. Kistig aus Ostau wegen verschiedener Sittlichkeitsvergehen zu 1 1/2 Jahre Gefängniß. — Weil er seine Großmutter ärgern wollte, hat sich in dem Dorfe Zetta bei Mutter ein 13-jähriger Schulknabe erhängt. Der Junge, der bei seinen Großeltern in die Hofe war und wegen verschiedener Unarten besonders von der Großmutter geliebt wurde, äußerte seinen Spielkameraden gegenüber, er wolle seine Großmutter noch einmal ordentlich ärgern, sprack's und erhängte sich auf dem Boden des Hauses. Dies ist in Sachen innerhalb der Monate der dritte Fall, daß Schulknaben Hand an sich legen! — In Wltskau im Erzgeb. ist ein Berggruß erfolgt. Zwei Gebäude wurden erbrütet und 4 weitere wurden polizeilich geräumt und abgebrochen. Noch mehrere Häuser sind bedroht. — In Witten ist der Arzt Dr. Werdes beim Ueberfahren des Bahngleises zwischen Witten und Wetter von einer Lokomotive erfasst und getödtet worden. — Gemüthliches aus Galizien. In dem Dorfe Wroblitz bei Krosno waren, wie man schreibt, die dortigen griechisch-katholischen Einwohner am letzten Sonntag zur Andacht in die Kirche gegangen. Als die Bauern in ihre Häuser zurückkamen, wurde ihnen eine ganz fiktive Ueberraschung zu Theil. Alle werthvollen Gegenstände in ihren Wohnungen, wie Uhren, Ringe, Perlen, Ketten u. s. w. fehlten. Es stellte sich aber heraus, daß nicht Diebe in die Wohnungen eingedrungen waren, sondern der Steuerexekutor und der Gemeindevorsteher Fall hatten die mit den Steuern rückständigen Bauern, während sich diese in der Kirche befanden, einfach ausgezapft. Da die beiden Beamten die Wohnungen gelockert hatten, so waren sie durch die Dächer eingestiegen. In einigen Häusern hatten sie sogar die Treten durchgeschlagen. — Ein neuer Prozeß Londoner Chemiker, erregt gegenwärtig in England nicht geringes Aufsehen. Die Elektricität wird nicht verwandt. Das Metall wird direkt aus gewöhnlichem oder gebranntem Thon erzeugt und das zu einem Kofenpresse, der sich geringer stellt, als der zur Verletzung des Hines. Eine Legirung von Eisen mit 10 pCt. Aluminium besitzt eine große Zähigkeit und rohet nicht.

Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse. Wegen Majestätsbeleidigung stand am 29. April der Genosse August Meyer aus Stadtsoldendorf vor der Strafkammer des Landgerichts zu Berlin. Er soll gelegentlich einer Unterhaltung über die Palastinsafahrt dem Kaiser einen beleidigenden Epitheton gegeben haben. Trotzdem er energisch bestritt, die Beleidigungen ausgestoßen zu haben, erkannte das Gericht auf 3 Monate Gefängniß. In der Begründung hieß es, daß als Strafmittel der Verachtungsname, daß der Angeklagte noch nicht vorbestraft sei, als straferschwerend, daß er als Soldat dem deutschen Kaiser den Hohnmeid geleistet habe. — Die Strafkammer in Doppel hat den Weidhändler Kaspar Stach aus Großschönau wegen Majestätsbeleidigung zu einem halben Jahre Gefängniß und zum Verluste des Amtes verurtheilt. Der als polnischer Agitator geltende Angeklagte hatte die beleidigende Aeußerung in polnischer Sprache angebracht, zweier Wandbilder des Kaisers und der Kaiserin gemacht.

Der Mäher seiner Ehre. Das Schwurgericht in Düsseldorf hat den Fabrikarbeiter F. Schilddow'sky aus Wiesdorferheide bei Schlebusch, der am 26. März d. J. seine Frau durch einen Messerstich tödtete, freigesprochen. Die Frau des Sch. unterhielt ein sträfliches Verhältniß mit dem 19 Jahre alten Sandgrubenarbeiter Wilhelm Pfefferkorn, mit dem sie nach Belgien durchbrannte. Sch. ließ nichts unberücksichtigt, um die Frau von ihrem ärgernherregenden Treiben abzubringen. Sie versprach auch Besserung. Als der Mann sie jedoch schon bald wieder mit Pfefferkorn übertraf, ergriff er vor Wuth ein Küchenmesser und wollte seinen Nebenbuhler erstechen. Dieser entkam durchs Fenster, während die Frau sich ihm entgegenwarf und zwei tödtliche Stiche empfing. Der Angeklagte wird als fleißiger braver Arbeiter geschildert. Die Geschworenen verneinten die drei Schuldfragen auf Todtschlag, Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang und versuchten Todtschlag, worauf unter lautem Beifall des Publikums die Freisprechung erfolgte.

Die erste gedruckte Zeitung ist zu Ostern d. J. in Lappland erschienen. Dieselbe führt den Namen „Lappland“. Eine handschriftlich vervielfältigte „Zeitung“, welche in der beschriebenen Anzahl von 6—8 Exemplaren verbreitet wurde und von jungen Leuten in Arvidsjaure verfaßt worden war, hatte Anklang gefunden und den Redakteuren Muth gemacht, den Versuch mit einer gedruckten Osternummer zu wagen. Ueber die Stärke der Auflage und über den weiteren Fortgang des Blattes fehlen bisher noch die Nachrichten.

noch mehr gewann es ihm die Herzen, daß der junge, stattliche Mann nicht allein kam, sondern mit einer blühenden, runden Gattin und drei rothen, dicken Bübchen. Gegen einen ledigen Pfarver, einen Wittwer oder einen Mönch des Basilianer-Ordens, haben die Bauern in Galizien immer ein Vorurtheil; sie meinen, das sei ein halber Mensch, der Anderer Leid und Glück, Sorgen und Gedeihen nicht recht verstehen könne. Vater Leo verstand dies Alles, und nicht bloß deshalb, weil er Weib und Kind hatte. Er war kein Ausbund von Gelehrsamkeit, dieser arme Dorfpfarver, keine Musterkarte aller Tugenden, er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen, aber er hatte ein warmes Herz, und wenn auch der Kreis seiner Anschauungen nicht allzuweit über den seiner Bauern hinausreichte, so beherrschte er doch diese kleinen, engen Verhältnisse mit scharfem Verstande. Nur zögernd hatte er die neue Stelle angetreten, dem Zwange der Verhältnisse gehorchend, weil das kärglich besoldete Bicarariat die wachsende Familie nicht mehr ernähren konnte. Was vielleicht eine höher geartete, eine Apfelsnatur gelockt hätte: der schlimme Ruf, den die Männer von Zulawee in der Ebene hatten, schreckte ihn; er fühlte nicht den unüberwindlichen Drang, gutzumachen, was Vater Martin verschuldet; ihm wäre es weit lieber gewesen, wenn er der Führer einer Gemeinde hätte werden können, in welcher nicht ein so furchtbare Zeichen sittlicher Fäulniß sichtbar geworden, wie es der gemeinsam abgelegte Meineid vieler Menschen war. Aber nachdem er sich dem Wunsche seiner Vorgesetzten gefügt, stand der eherner Entschluß in ihm fest; auch hier seine Pflicht zu thun, ohne Rücksicht darauf, daß sie hier schwerer war, als andernwärts.

Vor Allem mühte er sich, die Aufgabe zu erkennen, die er zu lösen hatte, festzustellen, wie breit und tief jene sittliche Verderbniß wurzte. Er that dies still und geräuschlos, ohne um das Vertrauen der Leute zu buhlen, ohne ihnen eindringlich Himmel und Hölle auszumalen. Auch seine Predigten

waren schlicht, fast alltäglich. „Das könnte ja ein Bauer auch!“ meinten die Zuhörer, weil er auf der Kanzel weder schluchzte, noch donnerte. Aber allmählich erkannten sie doch, daß sich aus diesen prunklosen Reden manches gute Wort mitnehmen ließ, während auch er sich bald zu seiner Freude sagen konnte, daß diese Menschen weitaus besser seien, als ihr Ruf. Denn neben dem Hauptlaster, welches in jener Gegend so allgemein ist, wie Luft und Wasser, der Trunksucht, befechtete sie doch eigentlich nur ihr Hanz zu trostiger Gewaltthat. Gewissenlos fand er sie nicht, ihr Rechtsgefühl war ein reges, wenn auch etwas getrübt durch den ungezähmten egoistischen Instinkt des Naturmenschen. Welche Partei im September des Vorjahres den rechten Eid, welche den Meineid abgelegt, war dem Pfarver bereits nach wenigen Wochen klar, obwohl er es vermieth, jeden Einzelnen anzugreifen und ihm ins Gewissen zu sprechen. Es war freilich nur eben eine moralische Ueberzeugung, gleichwohl war ihm zu Muth, als könnte er selbst einen Eid darauf ablegen, daß das schwarze Kreuz erst im Sommer 1821 in der Mitte des Gemeindealters aufgerichtet worden. Aber wie stark auch sein ehliches Herz die Empörung über den Frevel empfand, der hier geschah, den doppelten Frevel am Eigenthum und an der Gewissensruhe armer, roher Leicht zu mißleitender Menschen, so dämmte er doch sein Empfinden zurück und verrieth dem Mandatar mit keinem Worte, mit keiner Miene den tiefen Abscheu, den er gegen ihn empfand. Nicht etwa dem schlauen Eigennutz entsprang diese Zurückhaltung, sondern der klugen Erkenntniß, daß er dem Rechte und dem Frieden in der Gemeinde vorläufig weit mehr nützen konnte, wenn er den rücksichtslosen Säurken durch sein Benehmen zwang, den Schein der Wohlplandigkeit festzuhalten.

In der That ließ sich Herr Hajel täuschen. Er hielt den Popen für einen biederen, aber überaus beschränkten Mann und behandelte ihn danach, indem er ihn mit

Schmeicheleien überhäufte, ihm in kleinen Dingen einen vermittelnden Einfluß gönnte. Wenn Vater Leo im Schlosse erschien, um den Ausschub oder die Erleichterung irgend einer Abgabe für die Gemeinde zu erwirken, gab Herr Hajel gerne nach. „Ich habe ja nun immer den Frieden gewollt“, behauptete er. „Denn so lange der Prozeß währt und damit auch die Gefahr einer neuen Vernehmung, kam es ihm viel darauf an, von dem Popen für einen edelmüthigen Mann gehalten zu werden, dem nicht einmal Härte zuzutragen war, geschweige denn offene Gewaltthat und Verletzung zum Meineid.“

So gewann Taras an dem Popen unvermuthet einen Helfer und allmählich noch mehr: einen ehlichen Freund. Der verdüsterte Mann hatte auf dieses Glück kaum mehr zu hoffen gewagt und gab sich demselben nur zaghaft hin. Das Verhältniß zwischen den beiden gleich achtungswerthen, aber grundverschiedenen Männern gestaltete sich bei aller Innigkeit ganz eigenthümlich; das letzte, tiefste Wort blieb unausgesprochen, weil jedem der Weiden im Grunde doch das volle Verständniß für die Eigenart des Anderen fehlte.

Je näher der Pape dem Richter trat, desto größer war seine Freude darüber, daß er auch einen solchen Menschen auf Erden begegnen durfte, so ohne Falch und Mafel und eigenmächtige Regung, nur von vom eigenen Rechts- und Pflichtgefühl in seinem Handeln geleitet, dem Glauben an eine sittliche Weltordnung mit grenzenlosem Vertrauen hinzugegeben. „Das ist ein echter Christ!“ dachte der Pape, aber zuweilen überkam ihn auch, ihm selbst unerklärlich, der feyerliche Gedanke: „Dieser Mensch brauchte nicht einmal den Glauben an ein künftiges Leben, um so zu sein, wie er ist!“

(Fortsetzung folgt).